

HEIMAT: BLÄTTER

SCHWAZER KULTURZEITSCHRIFT



Nr. 49, Dezember 2002

Inhalt



Vorwort Seite 3

Der Krippenschnitzer Josef Gschnaller –
ein Künstler im Verborgenen Seite 4

Auf den Spuren von P. Florian Schwenninger OSB
(1809–1868) Seite 12



Geistlicher Beistand im Schwazer Knappenspital Seite 30

Hinweise für Vereinsmitglieder:
Egg-Buch, Generalversammlung, Vorschau 2003 Seite 42



Schwaz in alten Ansichten Seite 43

*Titelbild:
Verkündigungengel von Josef Gschnaller, Foto Karl Resch*



SCHWAZER KULTURZEITSCHRIFT

**Gegründet von
Dr. Erich Egg
im Jahre 1952**

Impressum: Heimatblätter- Schwazer Kulturzeitschrift Nr. 49 - 2002.
Eigentümer und Herausgeber: Museums- und Heimatschutzverein
Schwaz, 6130 Schwaz, Winterstellergasse 9
E-mail: rabalderhaus-schwaz@aon.at · www.rabalderhaus-schwaz.at

Für den Inhalt verantwortlich:
Obmann Dr. Otto Larcher, Max-Angerer-Weg 7 - 6130 Schwaz

Redaktionsleitung: Eusebius Lorenzetti

Fotos dieser Ausgabe: Walter Graf, Eusebius Lorenzetti, Archiv P. Thomas Naupp (Stift St. Georgenberg - Fiecht), Karl Resch, Watzek Fotografie, Abt Anselm Zeller, Archiv Rabalderhaus.

Gesamtherstellung: Druck 2000 GmbH Wörgl, Tel. 0 53 32 - 70 000

Vorwort

ADVENT IM RABALDERHAUS

Vom 7. – 15. Dezember haben Sie die Möglichkeit, in gemütlicher Atmosphäre **JOSEF GSCHNALLER (1906 – 1988)** in einer umfangreichen Ausstellung näher kennenzulernen.

Vor 20 Jahren fand im Vortragsraum der Volksschule unter dem Titel "Bauer und Schnitzer" eine Ausstellung von Werken Gschnallers statt. Im Katalog von damals heißt es: "Der Krippenschnitzer Josef Gschnaller ist den Schwazern kein Unbekannter. Seine zahlreichen Krippen sind bis nach Amerika verstreut.

Ohne fachliche Ausbildung, aber mit großer Hingabe und Sinn für das Schöne, entwickelte der Gschnaller Seppl aus sich selber schon sehr früh eine großartige technische Fertigkeit im Schnitzen. Dass die Krippenkunst dabei den Platz Nummer eins einnimmt, liegt im Wesen seiner Natur. Seine Bescheidenheit, sein stiller religiöser Sinn, sein frommes Bewundern aller Einfachheit kommt nirgends besser zum Ausdruck als im Stall zu Bethlehem. Man kann es seinen Figuren ablesen: Mit Künstleraugen empfängt er Sinneseindrücke, verarbeitet sie und überträgt sie auf seine zu gestaltenden Motive."

Seine zahlreichen Krippen, Kreuze, Madonnen, Engel, Reliefs und Kleinplastiken sind weit über die Grenzen des Landes verstreut. Und HR Egg würdigt Gschnaller im Buch "Kunst in Schwaz", wenn er schreibt: "Die elegant anmutenden, weit ausschreitenden Kamele aus dem Königszug sind bei seinen durch ihre Schlichtheit wirkenden Krippen besonders zu bewundern."

Für das Zustandekommen und die Betreuung dieser Ausstellung danke ich Herrn Karl Resch und den Verwandten von Josef Gschnaller.

Einen weiteren Schwerpunkt dieses Heimatblattes bilden die Beiträge aus dem Stift Fiecht: **Abt Anselm Zeller** folgte im Oktober d. J. den Spuren des in Schwaz geborenen Benediktiners **P. FLORIAN SCHWENNINGER**. Dieser Bericht über P. Florians segnenreiches Wirken in Nordkalifornien, anfangs in San Franzisco und später bei den Goldgräbern, liefert ein interessantes Bild über den ersten Missionar der Fiechter Benediktiner.

P. Dr. Thomas Naupp liefert einen Beitrag über die **seelsorgliche Betreuung der Pestkranken im Bruderhaus** durch die Benediktiner.

Die Mitglieder und Freunde des Rabalderhauses verweise ich auf Seite 42, wo unter anderen wichtigen Hinweisen ein vorläufiger Überblick über die Ausstellungen im kommenden Jahr zu finden ist.

Den Subventionsgebern (Stadt Schwaz, Land Tirol, Volksbank Tirol, Tourismusverband Schwaz-Pill, Tyrolit), den Mitgliedern und Freunden des Rabalderhauses danke ich für ihre Unterstützung!

Ihnen allen wünsche ich im Namen unseres Vorstandes einen besinnlichen Advent und gesegnete Weihnachten!

Dr. Otto Larcher
Obmann

Der Krippenschnitzer Josef Gschnaller – ein Künstler im Verborgenen

Von Karl Resch

In der Entwicklungsgeschichte der Tiroler Krippe hat Schwaz ein besonderes Anrecht, seine Leistungen auf dem Gebiet des Krippenwesens einer breiteren Öffentlichkeit vorzuführen. "In Tirol gibt es keine Stadt, in der das Krippenschnitzen so heimisch ist wie in Schwaz." schreibt Erich Egg.

In diese Krippenstadt Schwaz wurde Josef Gschnaller am 28. Juni 1906 als Sohn des vielseitig begabten Bauern und Kapellmeisters Ludwig Gschnaller und seiner Frau Maria geboren. Sein künstlerisches Talent, das sich bei ihm schon früh zeigte, erbte er von seinen Eltern beiderseits. Der kleine Seppl, wie ihn die Mutter liebevoll nannte, war ein auffallend ruhiger, friedlicher Bub. Schon in seinen ersten Lebensjahren fiel auf, wie er an der Hauskrippe hing und diese in der Weihnachtszeit endlos bewunderte. Tagelang tollte der Seppl nach Herzenslust in der Stube herum und beobachtete Engel, Hirten und Schafe in verschiedenen Stellungen. Er wuchs förmlich mit der Krippe auf. Diese glückliche Zeit übte großen Einfluss auf Gschnallers späteres Wirken.

Es dauerte nicht lange, bis es ihn selber juckte und er zu schnitzen begann. Sein erster Versuch war ein "Schafele", das wohl noch etwas unbeholfen ausfiel und bei den anderen Heiterkeit auslöste. Doch der Seppl ließ sich nicht aus der Ruhe bringen und machte weiter. Er zeigte seine Versuche der Mutter, und die war voll des Lobes.

Gelegentlich schlich er aus dem elterlichen Haus hinüber in die benachbarte Schnitzerwerkstätte für christliche Kunst des Franz Kobald (1866 – 1933), wo er fast wie zu Hause war. Die Schätze dieser Werkstatt zogen viele Leute an und ermöglichten eine ganzjährige Krippenschau. Hier trafen sich namhafte Krippenkünstler wie Ludwig Penz, Sepp Orgler, Sepp Baumgartner, Frieda Hörwarter und der Tierbildhauer Philipp Harth, um nur einige zu nennen, die um die Wertschätzung des Franz Kobald wussten und die das Krippenwesen in Schwaz erheblich beeinflussten. In dieser Werkstatt hat Gschnaller erste Grundkenntnisse im Schnitzen erlernt und abgesehen.

In diese Zeit fällt auch die Bekanntschaft mit seinem Jugendfreund Alfred Kolednik. Beide besaßen handwerkliches Geschick und Talent zum Schnitzen. Gemeinsam verglichen sie ihre schnitzerischen Ergebnisse und waren keineswegs zimperlich, wenn es um die Bewertung der jeweiligen Motive ging.

Der Zufall wollte es, dass Gschnaller in seinen jungen

Jahren mit dem großen deutschen Bildhauer Philipp Harth in Verbindung trat.

Aus dem Schwazer Heimatblatt Nr. 47, das dem Tierbildhauer Philipp Harth gewidmet ist, erfahren wir, dass dieser 1926 in das Kobaldhaus im Pirchanger einzog und dort bis 1933 arbeitete. Die Wahrscheinlichkeit, dass Gschnaller – zumindest was die Kamele betrifft – Schüler Philipp Harths war, darf angenommen werden, denn ähnlich wie bei Harth finden auch bei Gschnaller die entzückenden, von Gleichmut getragenen, Ruhe ausstrahlenden Kamele besondere Bewunderung.

Aus dem schriftlichen Nachlass Philipp Harths sei jener Brief wiedergegeben, den er am 6.11.1927 aus Schwaz an seinen Freund Paul Geheeb schrieb:

"Mein lieber Paulus, ... ich wollte Dir von meinen Kamelen erzählen. Was für Wesen! Die Wüste wählten sie sich zum Aufenthalt. Wenn Dir dies nicht bekannt wäre, wie würdest Du staunen. Dabei können Kamele entzückend verspielt sein. spielerisch kämpfend versuchen sie sich in die Unterbeine zu beißen oder die langen Hälse zu umschlingen. Ich glaube, das Kamel ist eines der ältesten Wesen auf unserem Stern. Auf dem Rücken tragen diese Tiere das Symbol der Ewigkeit, eine Pyramide. Die ägyptischen Künstler haben sicher dorthier die Anregung zu dieser Gestaltung. Rätselhaft ist die Art, wie die Kamele in der Herde im Rhythmus zueinander stehen. Ein abstrakter Geist offenbart sich hier, denn sie stehen unbeweglich entweder gerade gerichtet, parallel oder im Winkel, wie ich dies in meinem Holz-relief dargestellt habe. Von Natur sind die Kamele kraftvoll und wild, aber dem Menschen gegenüber, dem teuflischsten Wesen der Erde, ergeben sie sich in ihr Schicksal. Dieser ihr Gleichmut, der als Dummheit gilt, ist von der Geistigkeit indischer Heiliger. Welches Wesen ist so in Ruhe da wie dieses Tier! Nur beim Kamel hat sich die Weisheit der Ruhe organisch ausgebildet. Die meisten anderen Tiere haben in liegender Stellung auf die Dauer Schwierigkeiten; denn die Beine unter dem Bauch stören, und die Tiere wechseln oft im Schlaf ihre Stellung. Beim Kamel aber schwebt der Bauch, auch in liegender Stellung, frei über der Erde. Der Geist der Ruhe hat das ganze Tier organisch durchdrungen und gebildet. Schweigsamkeit, Ruhe und Genügsamkeit schufen hier einen Organismus. Tagelang dürsten kann so ein Tier, und den Mangel in der Wüste vorausahnend sammelt es in seinem Buckel Nahrung für Wochen.

Weißt Du, ein Kamel möchte ich schon sein. Wenn ich



die Macht der ägyptischen Könige hätte, dieses Tier würde ich heilig sprechen lassen. Ich würde den gemeinen Kerlen, welche dieses Tier schinden und plagen, schon beibringen, was über ihnen steht. Von nun an, wenn ich einen Menschen hoch ehren will, werde ich zu ihm sagen: "Du Kamel". Also, lieber Paul, Du Kamel, denn in Deinem Wesen hast du oft etwas Artverwandtes..."

Aus Gschnallers Künstlerhand ging eine erstaunliche Zahl von Werken hervor. Bei all seinen Arbeiten versuchte er höchsten künstlerischen Ansprüchen gerecht zu werden. Von der großen Anzahl seiner Arbeiten erfährt man erst durch die vielen Besucher während der Rabalderhaus-Ausstellung 1999. Allein im Raum Schwaz sind weit mehr als 60 Krippen bekannt, davon fünf große und



Josef Gschnaller im Alter von 28 Jahren.



Marie Streiter, 92, die älteste noch lebende Schwester.



Das Gschnaller-Haus 1984.



Krippenschnitzer Josef Gschnaller als Achtzigjähriger.

viele kleinere, aber auch Engel, Madonnen, Kruzifixe und Reliefs, die weit über Tirol hinaus verstreut sind (Deutschland, Schweiz, Ägypten, Amerika).

Aus dem angeborenen Schnitzertalent wurde ein echter Volkskünstler. Die Auseinandersetzung mit dem Geheimnis der Weihnacht, mit Krippen und Krippenfiguren zieht sich wie ein roter Faden durch. Die Aussagekraft seiner Figuren, die Lieblichkeit der kleinen Engel und Hirten, die originellen Einfälle und der köstliche Humor sprechen ungemein an und geben Ausdruck einer kindlich gemütvollen Frömmigkeit. Gschnaller ist mit seinen Weihnachtsdarstellungen ganz tief in die Volkseele eingedrungen und hat das Krippenwesen in Tirol all-gemein bereichert, in Schwaz ganz besonders.

Maria Streiter (geb. 1910), einzige noch lebende Schwester von Josef Gschnaller, erzählt aus dem Leben ihres Bruders

Das Gespräch führte Karl Resch

K. R.: Die Ausstellung der Gschnaller Hauskrippe im Rabalderhaus vor zwei Jahren hat unter den Besuchern große Bewunderung ausgelöst. Viele kannten den Gschnaller Seppl als Krippenschnitzer, aber wenige wussten, dass die Auseinandersetzung mit Krippen sein ganzes Leben prägte. Was erinnert dich an deinen Bruder?

M. S.: *Der Seppl wurde am 28. Juni 1906 in Schwaz, Pirchanger 7 geboren. Er war ein ganz einfacher Bauernbub. In elterlicher Obhut half er zu Hause, wobei er zu einem scharfen Beobachter wurde. Das förderte in ihm den bildnerischen Blick. Wahrscheinlich hat er von seinem Vater und von der Mutter was geerbt. Der Vater war ein Multitalent, hat viel gebastelt, konnte allerlei Handwerksarbeiten, war ein perfekter Tischler, und die Mutter nähte wunderschöne Handarbeiten. Beide Elternteile waren künstlerisch begabt. Davon hat der Seppl was abbekommen.*

K. R.: Wann hat der Seppl zu schnitzen begonnen?

M. S.: *Schon ganz früh. Mit dem Taschenmesser probierte er es schon als ganz junger Bub. Er war handwerklich geschickt und schnitzte alles, was ihm unterkam, am liebsten Schafe. Die Mutter freute sich, wenn der Seppl wieder etwas Geschnitztes herzeigen konnte. Gelegentlich verglich er seine Versuche mit seinem Jugendfreund Albert Kolednik. Bei einem solchen Vergleich sagte Kolednik zum Seppl: "Dein Schaf schaut*

aus wie a Hex!" Der Seppl antwortete darauf: "Und dein Schaf wie a vollbusig's Weib!"

Auf die Frage, wie der Seppl zum Schnitzen kam, antwortete er: "Zuerst hun i amol probiert, nocha hun i gsehn, dass wos weard, und nocha hot's mi gfreit." In der weiteren Folge versuchte mein Bruder immer größere Figuren wie Hirten, Bauern, Kruzifixe, etc..

K. R.: Weiß man, wann der Seppl mit der ersten Krippe begonnen hat?

M. S.: *Ja. Die Gschnaller besaßen bereits eine Hauskrippe. Diese versuchte er nachzuschneiden, schenkte sie aber P. Virgil von den Franziskanern, die sie an die Mission weiterschickten.*

K. R.: Wo holte sich dein Bruder die Anregungen zum Schnitzen?

M. S.: *Das war nicht allzu schwer. In der Nachbarschaft am Pirchanger befand sich die Werkstatt von Franz Kobald. Dort hielt er sich des öfteren auf und holte sich Anregungen und Grundkenntnisse im Schnitzen. Eine wunderschöne Familienkrippe in Holz besaß die Firma Swarovski in Schwaz. Durch eine enge Freundschaft mit dem damaligen Hausmeister der Firma Swarovski war es meinem Bruder möglich, sich weitere Inspirationen zu holen. Von dieser Krippe schaute er sich vor allem die Kamele ab. Da ihn diese faszinierten und auch gut gelangen, stieg die Freude, und er schnitzte immer eifriger. Angefangen mit kleinen Krippen wurden diese immer größer und stilvoller. Ideen holte er sich auch aus Kunstbüchern mehrerer Jahrhunderte. Eingehend befasste sich das aufstrebende Talent mit Studien aus Michelangelos Skizzenzeichnungen, mit Holzplastiken großer Meister wie Michael Pacher u.a. quer durch mehrere Epochen deutscher Schnitzkunst.*

K. R.: Wie wurde der Gschnaller als Schnitzer bekannt und von wem bekam er Aufträge?

M. S.: *Es sprach sich schon herum, dass im Gschnaller Seppl ein verborgener Künstler steckte. Zu seinen ständigen Bewunderern zählten Alois Norer, Carl Rieder, Arthur Graf, der Tierarzt Dr. Bruno Ebenbichler, Dipl.-Ing. Hans Gramshammer, Fred Hochschwarzer, Adolf Luchner und viele mehr. Die vielen Aufträge, die an ihn herangetragen wurden, konnte er fast nicht bewältigen. Daher flüchtete er öfters in die selbstgewählte Einsamkeit des oberen Stockes.*



Hauskrippe Gschnaller 1930.



K. R.: Weiß man, wann der Gschnaller Sepp mit der großen Hauskrippe zu schnitzen begann?

M. S.: *Es muss um die 30er Jahre herum gewesen sein. Da begann er an der großen Hauskrippe zu arbeiten, die er bis zum heutigen Aussehen mehrmals umgebaut hat. Sie war früher wesentlich größer. Derzeit hat sie eine Größe von 220 x 85 x 80 cm. Diese Krippe ist ihm einzigartig gelungen, weswegen zur Weihnachtszeit oft ganze Schulklassen beim "Gschnaller" die Stube bevölkerten. Die frohe Botschaft, die diese Krippe ausdrückt, geht den Menschen und besonders Kindern nahe. Sehr schöne orientalische Gschnaller-Krippen besitzen die Kirche St. Martin, weiters die Familie Gründhammer und Herr Bernhard Markart in der Meistersingerstraße. Eine Ausnahme bildet die Brandl-Hauskrippe, die für Gschnaller Krippen Seltenheitswert hat; sie ist die einzige nicht-orientalische Krippe.*

K. R.: Wie haben sich die Kriegsjahre auf Seppls Schnitztätigkeit ausgewirkt?

M. S.: *Als der Krieg ausbrach, musste mein Bruder 31-jährig einrücken. Frankreich war das Bestimmungsziel als Offiziersdiener bei einem Hauptmann. Quartier bekam er in einer Tischlerei. Ein Glücksfall! Mit Holz konnte er umgehen. In seiner Freizeit schnitzte er Hirten, Bauern, Hirsche und vieles mehr. Einige davon schenkte er dem Hauptmann. Dieser hatte eine solche Freude, dass er 14 Tage Sonderurlaub bekam. Da unsere Mutter überaus fromm war, betete sie bei den täglichen Messebesuchen, dass ihr Sohn heil heimkehren möge. Und in der Tat, seine Kriegsjahre dauerten dank einer wunderbaren Fügung nur 18 Monate. Heimgekehrt trat er in den Dienst des Weidach-Seppl, ein in Schwaz bekannter Wohltäter und Bauer, musste aber über kurz oder lang die Arbeit zu Hause übernehmen, weil sein Vater, der an einer schweren Kriegsverletzung aus dem 1. Weltkrieg litt, erkrankte und die Arbeit allein nicht mehr schaffte. Er hatte eine Schussverletzung am rechten Knie, die ihm das Gehen zusehends erschwerte, einen Bauchschuss und amputierte Finger. Die Schmerzen wurden mit zunehmendem Alter immer schlimmer. 1947 verstarb er 72-jährig, während die Mutter ihm schon 1941 ins Jenseits vorausgeeilt war.*

K. R.: Wann fand Seppl Zeit für seine künstlerische Tätigkeit?

M. S.: *Bedingt durch die Invalidität des Vaters musste er zu Hause anpacken und konnte seiner künstlerischen Tätigkeit nur im Winter und nur in der kargen Freizeit nachkommen. Diese Zeit nutzte er intensiv und nachhaltig. Als bescheidener Autodidakt schnitzte er mit bemerkenswerter Ausdruckskraft neben Krippen auch Madonnen, Engel und viele andere Kleinplastiken. Auffallend liebenswert gelangen ihm die Frauenfiguren, sodass seine Musikkollegen spöttelten: "Der Gschnaller isch auf seine Weiberleit stolz, er schnitzt eam sie selber aus zirbenem Holz!"*

K. R.: Wo nahm er das passende Holz zum Schnitzen her?

M. S.: *Um das passende Holz zu finden, ging er viel in den Wald, um möglichst astfreie Rohlinge zu finden. Diese drehte er nach allen Seiten x-mal hin und her und prüfte sie, um ja keinen Verschnitt zu haben. Wenn es passte, nahm er sie mit. Arthur Graf, einer seiner besten Freunde, brachte ihm gelegentlich Rohlinge für Sonderwünsche, was ihm nicht sonderlich behagte. Aber zu Graf sagte er: "Dir tu is, weil du mein bester Freund bisch, aber sunscht tu is nit."*

Mittlerweile war "der Gschnaller" als Krippenschnitzer bekannt und wurde von allen Seiten bedrängt. Seine Krippenfiguren waren begehrt, deshalb saß er ganze Winter in seiner Bastelkammer.

In der Adventzeit war er am aktivsten. Das Geheimnis der Weihnacht zog ihn unwiderstehlich an. Das merkt man an seinen Figuren. Seine wonnigen, überirdisch schönen Engel, seine entzückend feinen Madonnen, seine lustigen und doch frommen Musizierengel muss man sehen. Mit Aufträgen war er für Jahre im voraus ausgebucht, wobei er die Verwandten, Freunde und Musikkollegen schon bevorzugte.

Nun darf man aber nicht glauben, dass Gschnaller ausschließlich Weihnachtsmotive schnitzte. In der Nachweihnachtszeit arbeitete er an anderen Motiven wie Kruzifixe, Madonnen, Engeln, Bauern oder an Aufträgen.

K. R.: Die Gschnaller besaßen eine kleine Landwirtschaft. Wie groß war diese, und konnte man vom Ertrag des Hofes leben?

M. S.: *Unser Hof war nicht sehr groß und bestand aus drei Feldern: "Der Gschnaller-Bichl", beim elterlichen Haus am Pirchanger, ein Feld lag in Fiecht, aber die eigentliche Bauerschaft mit*



einem großen Stall und einem alten Ziehbrunnen befand sich in Stans (ehemaliger Sailergrund). Da wir beinahe Selbstversorger waren, gehörten Weizen, Roggen, Gerste, Mais, Kartoffel und natürlich Gemüse zu den wichtigsten Anbauarten. In einer Gemeinschaft von mehreren Bauern durfte alles Korn gemahlen werden, das Mutter zum Kochen und Backen brauchte.

Im Sommer und zur Erntezeit, wenn im "Staner Feld" die Arbeit wartete, spannten wir zwei Kühe ein und fuhren frühmorgens los. Gearbeitet wurde – abgesehen von einer kleinen Mittagspause – bis Sonnenuntergang. Da die Felder weit auseinander lagen, kaufte mein Bruder als erster Bauer von Schwaz einen Traktor, der das für heutige Zeiten unrentable "Kuh-Fuhrwerk" ablöste.

Unsere Haupteinnahmequelle bestand aus dem Milchverkauf. In der Regel konnten wir sieben bis acht Kühe, zwei Schweine und ein Dutzend Hühner halten. Mein Bruder Seppl musste als einziger Bub in der Familie bereits mit acht Jahren den Eltern beim Füttern und Melken helfen.

Einen zusätzlichen Nebenerwerb zur Viehwirtschaft brachte die Imkerei. Die Bienen waren Seppls Leidenschaft; zum Teil hatte er sie vom Vater übernommen, teils hatte er weitere Bienenstöcke dazu erworben. Beim Gschnaller war Imkertreffpunkt der ganzen Umgebung. Der Bienen zuliebe pflanzte er rund ums Bienenhaus Obstbäume aller Art.



K. R.: Hatte der Seppl bei soviel Arbeit noch Zeit für seine Familie?

M. S.: Ja, die Familie hatte Priorität, soviel Zeit musste sein. Seine Ehe mit der Anna Neuner war sehr glücklich. Er war überaus kinderliebend, und so waren ihm seine sechs Kinder die größte Freude seines Lebens. Obwohl gütig und nachsichtig, strahlte er Autorität aus. Er musste nicht schimpfen, ein strenger Blick genügte.

K. R.: Dein Bruder war in verschiedenen Vereinen tätig. Wie verhielt er sich in Gesellschaft?

M. S.: Den Gschnaller Seppl zierte von Natur aus Bescheidenheit. In der Regel war er zurückhaltend und wortkarg. In fröhlicher Runde unter Gleichgesinnten hingegen konnte er mit witzigen und treffsicheren Einfällen aufwarten.

K. R.: Der Seppl war Zeit seines Lebens auch ein begeisterter Musikant. Gibt es rückblickend irgendwelche Besonderheiten aus seinem Musikantenleben?

M. S.: Mit der selben Intensität, Liebe und Freude, wie er dem Schnitzen zugetan war, pflegte er zu musizieren. Mit 15 Jahren trat er der Stadtmusikkapelle als Klarinettist bei. Sein Interesse an der Musik war so groß, dass er mit dem Fahrrad nach Innsbruck in die Oper fuhr. Auch unser Vater war ein talentierter Musiker, 12 Jahre leitete er erfolgreich die Schwazer Stadtmusikkapelle.

Wie der Seppl geheiratet hat, sagte er zu seiner Anna: "Dass du's woasch, die Musi loss i nia!"

Wenn er mit den Musikanten auf Tournee war, erledigte sein Schwiegervater die anfallenden Arbeiten am Hof, später sein Schwiegersohn Franz.

53 Jahre hat der Seppl als Klarinettist mitgewirkt und war viele Jahre Mitglied des städtischen Orchesters sowie des Kirchenchor-Orchesters der Pfarre Schwaz. 1983 wurde ihm das Ehrenzeichen der Stadt Schwaz verliehen.

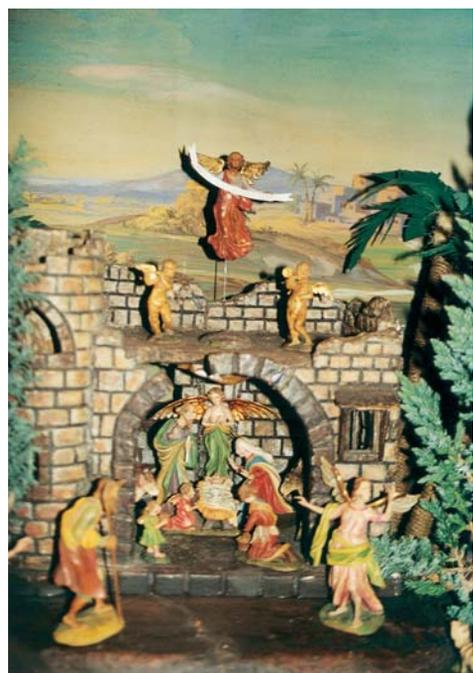
Gezeichnet von mancherlei Beschwerden, musste er in den 70er Jahren schweren Herzens als akti-



ves Mitglied Abschied nehmen, aber sein Interesse an der Musik blieb unvermindert bis zu seinem Tod.

K. R.: Wann hörte dein Bruder mit dem Schnitzen auf?

M. S.: In den letzten zwei Jahrzehnten seines Lebens war der Seppel von Krankheit gezeichnet. Ihm wurde ein Bein abgenommen. Auch hat er wesentlich weniger gesehen, und er beklagte sich, dass er keine ruhige Hand mehr habe. Starke Migräne plagte ihn zusätzlich. Anfangs der 80er Jahre hörte er zu schnitzen auf. Gehbehindert und von Phantomschmerzen begleitet, ist er 1988 eine Woche nach Ostern geduldig und zuversichtlich verstorben. Sein Leiden war sehr schmerzhaft, aber er ertrug es mit bewunderungswürdiger Geduld.



Auf den Spuren von P. Florian Schwenninger OSB (1809-1868)

*- Reisebericht aus Nordkalifornien
von Abt Anselm Zeller OSB -*

Anlass und Zweck der Reise

Im August 2002 waren es 150 Jahre, seit P. Florian Martin Schwenninger OSB in San Francisco kalifornischen Boden betreten hatte. Dieses Jubiläum fiel mit einer Dienstreise zusammen, die mich im Rahmen der Aufgaben der Benediktinerkongregation von St. Ottilien, zu der die Abtei St. Georgenberg-Fiecht gehört, in die Vereinigten Staaten führte. Langfristig liefen die Vorbereitungen. Ich konnte meine Schwester, Frau Ilse Schmid-Zeller, als Begleitung gewinnen. Nach den Sitzungen der Äbte unserer Kongregation und des Kongregationsrats flogen wir von Nebraska nach Kalifornien, mieteten ein Auto und folgten den Spuren von P. Florian. Es war dies das erste Mal, dass ein Mitglied der Gemeinschaft von St. Georgenberg-Fiecht die verschiedenen Stationen des Mitbruders im fernen Westen der USA aufgesucht hat. Vielleicht konnte ich Dokumente ausfindig machen, Briefe, Photos, Tagebuchnotizen, Zeitungsnotizen, Eintragungen in kirchliche Bücher u.a. Vielleicht ließe sich der zweite Teil eines umfassenden Reiseberichts aus der Feder von P. Florian aufspüren, der aber schon bei seinem Tod 1868 nicht mehr aufzufinden war. Vielleicht konnte ich sogar auf ein Photo des Mitbruders stoßen; denn leider ist ein solches im Stiftsarchiv nicht vorhanden. Vor allem aber wollte ich P. Florian an den Orten seines Wirkens begegnen, um auch ein wenig besser zu ahnen, was er getan und wie er gelebt hat.

Die Vorbereitung

Bei der Vorbereitung zur Durchführung der Reise habe ich bedeutsame Hilfe erfahren. P. Thomas Naupp OSB, Stiftsarchivar von Fiecht, versorgte mich mit Literatur und Archivalien; P. Pius Horvath OSB vom Woodside Priory bei San Francisco nahm meine Schwester und mich gastfreundlich in die Gemeinschaft des kleinen Benediktinerpriorats auf; P. William Breault SJ tat das Gleiche in seiner Jesuitengemeinschaft in Sacramento und öffnete mir die Schätze des Diözesanarchivs; Frau Glinda Hronesh organisierte die Unterkünfte und die Fahrten zu den Wirkungsstätten von P. Florian ganz im Norden des Bundesstaates, ja sie und ihr Mann begleiteten uns sogar dorthin - es zeigte sich, dass sie selbst eine Menge Informationen über P. Florian mit großer Akribie

und Liebe zur Sache gesammelt hat; Herr Howard King aus Marysville begleitete uns zusammen mit Herrn Balage zur Grabstätte des Fiechter Paters außerhalb der Stadt; Father John Lawrence von Yreka hatte den Höhepunkt der gesamten Fahrt, die Feier der hl. Messe und das Picknick in Sawyers Bar, bestens vorbereitet. Allen diesen Leuten, nicht zuletzt auch meiner Schwester, weiß ich mich zu tiefem Dank verpflichtet. Ohne das Interesse und die Hilfe der Genannten wäre es mir nicht gelungen, in der relativ kurzen Zeit vom 2. - 14. Oktober eine reiche Ernte einzufahren. Etwa 1700 km legte ich mit dem Auto zurück.

Ebenfalls zu großem Dank bin ich Frau Brigitte Karcher für die Zeichnungen und ihrem Mann für die Landkarten verpflichtet. Der vorliegende Bericht kann durch das Fotomaterial und die Zeichnungen etwas von der Fülle und Schönheit wiedergeben, die ich erfahren durfte.

Im Anhang finden sich die Angaben zu den benützten Quellen bzw. der verwendeten Literatur samt Abkürzungen. Nur ausnahmsweise erfolgt im Text die Seitenangabe.

Biografische Notizen bis 1852

Es sei hier die biografische Zusammenfassung auszugsweise zitiert, die P. Thomas Naupp OSB im Missionskalendar 1997 veröffentlicht hat:

"P. Florian wurde als Sohn von Andre Schwenninger und Maria geb. Duxneuner am 30. Jänner 1809 in Schwaz geboren und auf den Namen Martin Franz Sales getauft. Nach baldiger Übersiedlung der Familie Schwenninger nach Innsbruck besuchte er das dortige Gymnasium und die Zeichenschule. 1828 trat Martin als Novize ins Benediktinerstift Fiecht ein und erhielt den Ordensnamen Florian. Er absolvierte seine theologischen Studien in der Bischofsstadt Brixen, wo der junge Kleriker am 29. Juli 1832 zum Priester geweiht wurde. In der Folge durchlief er als Kooperator bzw. Provisor die Seelsorgsposten in den Stiftspfarran Achenkirch (1833 - 1835), Stans (1835 - 1838) und Terfens (1839 - 1841), und bekleidete das Amt eines Stiftsbibliothekars, Novizenmeisters und eines Dozenten für Neues Testament an der hauseigenen Theologischen Studienanstalt.

Mitte Februar 1844 erfuhr P. Florian durch den damaligen Abt Pirmin Pockstaller, dass Johann Raffener, der Generalvikar der deutschen Katholiken der Diözese New York, deutsche Priester für sein Bistum suche. P. Florian ersah darin die Möglichkeit, seinem Missionseifer, den er bereits als Ministrant entwickelt hatte, nachzukommen. Tatsächlich erhielt er vom Abt die Erlaubnis, sich Raffener anzuschließen. Schwenninger durfte zunächst nur auf drei Jahre das Kloster verlassen, mit der Auflage, vor allem sein Stabilitätsgelübde grundsätzlich in Fiecht zu belassen."(TN,1) Am 24. April 1844 nahm er, allerdings ohne die von ihm erwartete finanzielle Unterstützung, von Fiecht Abschied. Mit dem Schiff war er 40 Tage nach New York unterwegs.

Zuerst stellte der Bischof P. Florian dem Wiltener Chorherr Adalbert Inama in der Pfarrei Utica zur Seite. Von September 1844 an übernahm P. Florian selbst die Pfarrei und betreute sie für fünf Jahre. 1846 war er Pfarrer an der Kirche Maria Himmelfahrt in Syracuse. Für kurze Zeit übernahm er das Amt des Redakteurs bei der katholischen Zeitung "The New York Sion".

1851 musste er wegen Wassersucht und allgemeiner Erschöpfung seine Verpflichtungen niederlegen. Im Priesterseminar bei New York erholte er sich, sodass er als Hilfspriester nach Patterson im Staate New Jersey gehen konnte. Inzwischen beherrschte er auch die englische Sprache.

1852 folgte er der Einladung des Bischofs Joseph Sadoc Alemany von Monterey und machte sich auf den Weg nach Kalifornien. Viele deutschsprachige Katholiken waren dort ohne Seelsorger. Die Reise über die Landenge von Panama per Schiff, in Indianerbooten, zu Fuß und auf Mauleseln verlief abenteuerlich. Etwa 150 Mitreisende hielten den Strapazen nicht stand. Auch Klosterfrauen starben an Cholera. Am 18. August 1852 traf die Reisegruppe nach 44 Tagen in San Francisco ein.

San Francisco – erste Erfahrungen

Als Pater Florian San Francisco betrat, war es eine kleine Stadt. Doch überall zeigten sich die Spuren der Einwanderer aus aller Herren Länder. Alle waren gekommen, um an das legendäre Gold in Kalifornien heranzukommen.

Wie setzte sich die kalifornische Bevölkerung zusammen? P. Florian berichtet sehr ausführlich darüber:

"Nach dem Zusammenbruch der missionarischen Tätigkeit als Folge kirchenfeindlicher Maßnahmen der mexikanischen Regierung sank die Zahl der indianischen

Urbevölkerung auf etwa 10.000 christianisierter und 10.000 "wilder" Indianer, wie man sie damals bezeichnete. Dies war der Stand um 1843. 10 Jahre später sieht es wie folgt aus:

| | |
|--|----------------|
| <i>Geborene Bürger der Vereinigten Staaten, etwa</i> | <i>60.000</i> |
| <i>Spanisch – Sprechende, etwa</i> | <i>40.000</i> |
| <i>Irländer</i> | <i>40.000</i> |
| <i>Deutsche</i> | <i>40.000</i> |
| <i>Franzosen</i> | <i>20.000</i> |
| <i>Chinesen</i> | <i>20.000</i> |
| <i>Verschiedene</i> | <i>10.000</i> |
| <i>Wilde Indianer</i> | <i>10.000</i> |
| <i>Zusammen</i> | <i>240.000</i> |

P. Florian schreibt weiter:

"Die Spanisch-Redenden bestehen aus den hiesigen zivilisierten Indianern, die wie oben erwähnt wurde, auf 10.000 geschätzt werden; ferner aus Einwanderern von Mexico, Südamerika und dem europäischen Spanien. Alle diese sind Katholiken. Die Irländer sind bis auf wenige Ausnahmen alle Katholiken.

Die Deutschen sind gewöhnlich solche, welche schon mehrere Jahre in America verlebten; etliche Tausende sind gottlose Exrevolutionäre, erst seit 1848 hier eingewandert. Etwa der zehnte Teil der Deutschen ist katholisch. Die Franzosen sind beinahe alle katholisch. Unter den Chinesen sind bei 300 katholisch. Unter den Verschiedenen sind wohl die Hälfte Italiener, mithin auch katholisch.

Wenn ich auch nicht behauptete, dass alle diese gute Katholiken sind, so sind doch die Mehrzahl ordentliche Katholiken, und viele sind in der Tat unter die guten und besten zu rechnen; und selbst die schlechten wollen doch Katholiken sein und als Katholiken sterben.

Es ergibt sich daher folgende gegenwärtige katholische Bevölkerung:

| | |
|-------------------------|----------------|
| <i>Spanisch-Redende</i> | <i>40.000</i> |
| <i>Irländer</i> | <i>40.000</i> |
| <i>Deutsche</i> | <i>4.000</i> |
| <i>Franzosen</i> | <i>20.000</i> |
| <i>Chinesen</i> | <i>300</i> |
| <i>Italiener</i> | <i>5.000</i> |
| <i>Zusammen</i> | <i>109.300</i> |

Man ersieht, dass sie seit den letzten 10 Jahren um das 10 fache zugenommen; und dass beinahe die Hälfte der californischen Gesamt-Bevölkerung unserer hl. Kirche angehöre."(FS,2)

Als P. Florian Kalifornien betrat, hatte der Goldrausch

bereits das Gesicht der Hafenstadt völlig verändert. Die ersten Funde von Gold im Jahre 1848 setzten ganze Menschenmassen in Bewegung. Dies war die eigentliche Geburtsstunde San Franciscos. 50 000 Pioniere machten sich innerhalb eines einzigen Jahres auf den Weg nach Westen. Die Stadt wurde zum Umschlagplatz für Menschen und Güter.

"Nach kurzer Tätigkeit an der Franziskuskirche leitete Schwenninger für die Dauer eines Jahres das Priesterseminar, das damals allerdings nur vier Studierende zählte; er unterrichtete diese in Dogmatik, Moral, Pastoral und Kirchengeschichte. Dies fiel ihm nicht schwer, hatte er doch schon an der Fiechter Hauslehranstalt doziert. Das für seine Krankheit ungünstige Klima machte ihm aber immer mehr zu schaffen, und so erhielt er vom Bischof die Erlaubnis, sein Betätigungsfeld nach dem Norden zu verlegen. Schwenninger bekennt in seinen Aufzeichnungen, dass er als "Sohn der Alpen" in San Francisco niemals glücklich gewesen war." (MN).

P. Florian schrieb später über die Zeit in San Francisco:

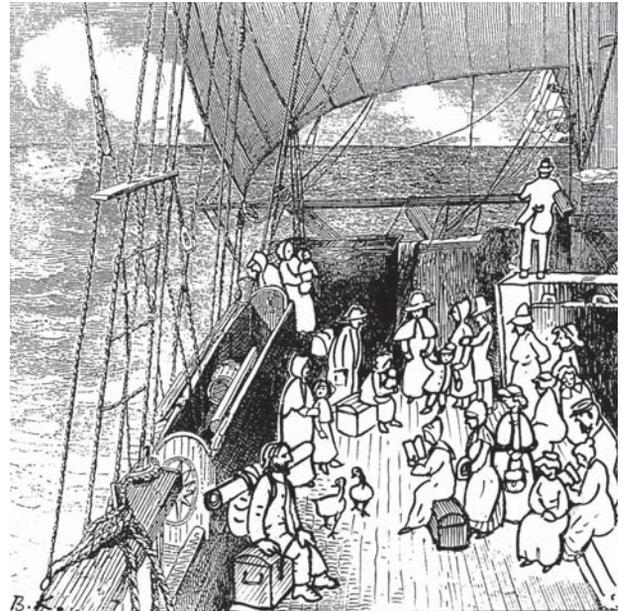
"Jetzt bin ich erst ein eigentlicher Missionär, früher war ich in Amerika nur wie ein europäischer Stadtpfarrer...Oh, wie fühlte ich mich als katholischer Missionär, als Chinesen mir zur heiligen Messe dienten. Wie fühlt man sich als kotholischer Christ, wenn man zu San-Franzisko dem sonntäglichen Gottesdienste beiwohnt, wozu die Vereinigten Staaten, Canada, Mexico, Chili, Peru, Brasilien, Irland, England, Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, Schweiz, Deutschland, Österreich, Polen, China, Australien und die Sandwich-Inseln, ihre Repräsentanten stellen....." (FS 2)

Das Klima San Franciscos machte P. Florian zu schaffen, wie bereits erwähnt. Er schreibt:

"Mit Ausnahme des Winters ist folgendes das beständige Wetter von San-Francisco: Herrlich schöne Morgen, heißer Mittag, nachmittäglicher Wind; abends Nebel und kalte Nächte. San Francisco ist teils auf Sandhügel erbaut, teils von der Süd- und Ost-Seite von solchen umgeben.

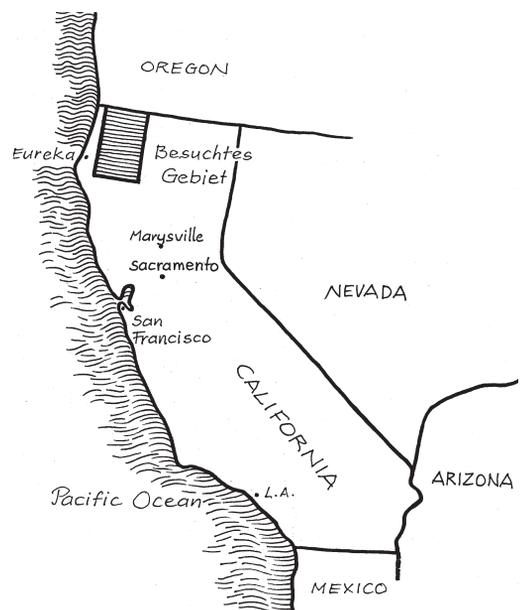
Es ist beinahe unerträglich, wenn der Wind im Sande sein Spiel treibt, oder diesen auf den Straßen mehr als fußtief aufhäuft. Der Nebel fährt regelmäßig durch die Golden Gate ein, lagert sich auf dem Bai (Bay, die große Bucht, Anmerk. der Verfasser) und erfüllt in kurzer Zeit die ganze Gegend." (FS,2)

Für den kränklichen Pater wirkte sich dieser tägliche-Temperaturwechsel schädlich aus, obgleich die Küstenregion von vielen gegenüber dem heißen Inland bevorzugt wurde. So segelte der Benediktiner mit seinem



P. Florian (mit dem eingerollten Ölgemälde) auf dem Schiff von San Francisco nach Sacramento.

geringen Hab und Gut per Schiff den Sacramento River hinauf, bis er zur Mündung des American River kam. Dort am Zusammenfluss der beiden Gewässer stieß er auf das Sutter's Fort, die Schutzburg der Pioniere, die der Schweizer John Sutter gegen die Übergriffe der Indianer erbaut hatte. Dieser ist somit 1839 der Gründer von Sacramento geworden. Zurück zu unserer Spurensuche.



Der USA Bundesstaat California; das schraffierte Rechteck im Norden zeigt das Ziel der Reise. Es ist das Gebiet, in dem P. Florian unter den Goldgräbern seelsorglich wirkte.

Sacramento – im Diözesanarchiv

Ziel in der Hauptstadt Kaliforniens ist die Jesuit High School, wo P. William Breault SJ wohnt, der Archivar in der Diözese Sacramento ist. Noch am Abend setzen wir uns zusammen und tauschen unser Wissen über P. Florian aus. Ich kann den liebenswürdigen Mitbruder mit einigen Dokumenten aus dem Fiechter Archiv und der Festschrift zum 850 jährigen Jubiläum der Abtei überraschen. Das wertvollste Geschenk aber ist die Kopie des ersten Teils des Reiseberichts, den P. Florian in Weaver-ville am 10. Januar 1854 vollendet hat. In gekonnter Art beschreibt dieser darin auf 283 Seiten in schöner altdeutscher Handschrift seinen Lebensweg bis zum Abschied

213.

Der seitentzählung...
 231. In dem...
 ...

Schriftzüge von P. Florian aus seinem Journal, Teil 1. Oben rechts die Seitenzahl 213; am Anfang der 4. Zeile die Zahl 231, die auf die laufenden Abschnitte hinweist.

aus New York. Die Seiten des linierten Büchleins sind 16 cm breit und 20 cm hoch. P. Florian ist nicht nur ein guter Erzähler, sondern zeigt auch ein großes Interesse an der Darstellung von kirchlichen und politischen Ereignissen, in Stichworteinheiten zusammengefasst und diese mit durchlaufender Nummer und Seitenzahl angegeben. Dieses Journal ist somit eine wahre Fundgrube zu den Etappen im Leben des Fiechter Paters und zu Ereignissen Amerikas im weiten Umfeld der späten 40er Jahre des 19. Jahrhunderts. Es lässt sich leicht einsehen, wie bedeutsam somit auch der zweite Teil des Reiseberichts sein dürfte. Diesen erwähnt P. Florian ausdrücklich auf dem ersten Blatt seines Berichts. Dort heißt es:

Andenken an den
 P. Florian Ord.S.B.
 zu Fiecht in Tyrol, Österreich,
 gewidmet
 seinen geliebten Mitbrüdern in
 dem genannten Kloster Fiecht Tyrol,
 geschrieben I. Theil zu Weaver-ville
 II. Theil zu Yrecca, Californien

Auf der ersten Seite folgt dann die eigentliche Widmung. Hier der Beginn:

"Hochwürden und Gnaden, gnädigster Herr Abt Pirmin, Vater in Christo Jesu!

Wohlerwürdigstes Convent des löblichen Stiftes Fiecht am Georgenberge:

Meinen theuersten Brüdern,

Ihnen widme ich diese Schrift. Sie enthält meine Erlebnisse von der Zeit an, wo ich mich dem Berufe der kath. Mission widmete. Meine Absicht bei Verfassung dieser Schrift ist nicht Selbstlob oder Sucht, berühmt und gerühmt zu werden....."(FS,1)

Das Herz von P. Breault schlägt höher, als er die Kopie in der Hand hält. Er kennt längst die englischen Ausgaben zum 1. Teil des Reiseberichts, veröffentlicht in The American Benedictine Review (vgl. ABR). Bisher sind seine Bemühungen bei der Auffindung des 2. Teils erfolglos geblieben. Was gäben doch die Texte aus der Feder von P. Florian über die frühe Kirchengeschichte Kaliforniens her! Was würden wir über sein Leben und seine Arbeit hier im Westen erfahren!

Tagsdarauf geht es über den verkehrsreichen Highway in die Stadt zum Pastoral Center der Diözese, wo auch das Diözesanarchiv untergebracht ist. In systematischer Ordnung sind die Dinge aufbewahrt. Im Zettelkasten finden sich die Stichworte zu Personen und Sachen. P. Breault



Der Archivar der Diözese Sacramento, P. William Breault SJ und Abt Anselm im Archiv.

öffnet den Schubert mit Dokumenten zu P. Florian. Wie staune ich, als er meiner Schwester und mir alte Zeichnungen des Kirchleins von Sawyers Bar zeigt, dazu handgeschriebene und gedruckte Texte. Von allem erhalte ich Kopien. Wir gehen auch die Stichworte zu Bischof O'Connel durch, der P. Florian gebeten hat, in den Norden des Landes zu gehen. Ein Zitat aus dem Schriftverkehr des Bischofs hat den Archivar schon vor Wochen aufhorchen lassen. Es heißt nämlich dort im Brief vom 23. April 1862 an einen gewissen Herrn Bennet:

"Ich sende Ihnen mit der Post ein Journal über die Missionserfahrung von einem meiner Missionare in "Alta California": Ich sende es Ihnen in seinem eigenen Stil und seiner Sprache mit der Bitte, die Barrys, Bedfords und Potters möchten es entweder durchsehen oder ein Auge zudrücken bei den Mängeln und dergleichen, beim Stil unseres Tiroler Benediktiners, der im Englischen nicht so ganz qualifiziert schreibt."

Ein höchst interessanter Text. Der Bischof schrieb diese Zeilen wohl an einen Priester des All Hallows Seminars in Dublin. Alle irischen Priester gingen damals durch dieses Priesterseminar, und anfänglich kamen der personale Nachschub fast ausschließlich aus Irland. Das Schreiben des ebenfalls irischen Diözesanhirten lässt ein paar Deutungen zu: P. Florian hat den zweiten Teil seines Reiseberichts selber ins Englische übersetzt und dem Bischof übergeben. (Er muss ihn zuerst in Deutsch geschrieben haben, sonst hätte er dies erwähnt). Diese Lösung wäre die heiße Spur, die es noch zu verfolgen gilt. Die zweite Lösung könnte sein, dass P. Florian den langen Brief vom 20. September 1853 ins Englische übersetzt hat, oder die dritte, er könnte einen bisher noch unbekanntem Text geschrieben haben. P. Breault berichtet jedenfalls, er habe bisher aus Dublin keine Antwort erhalten. So wird es meine Aufgabe sein, mich dort mit entsprechendem Nachdruck zu melden. Ob wir im Archiv des Priesterseminars auf einen ebenso engagierten Mann treffen wie es der Jesuit für Sacramento ist?

P. Breault überreicht uns eine CD, wo er selbst über einen Dominikanerpater erzählt, der wie P. Florian Pionierarbeit als Seelsorger bei den Goldgräbern geleistet hat: The Story of Peter Augustine Anderson, O.P.

Auf der Heimfahrt zeigt uns P. Breault noch das berühmte Fort Sutter. P. Florian musste es gekannt und besucht haben. Das Fort lag nämlich am Weg zu seiner nächsten Station, der Stadt Marysville mit dem Sitz des Apostolischen Vikars. Die burgähnliche Anlage, die wir betreten, ist eine Rekonstruktion des Forts, wie es sich vor 150 Jahren darstellte. Der Schweizer John Sutter hatte es zum Schutz für sich, seine Arbeiter und die Pioniere errichtet. Innerhalb der dicken Mauern fanden die von der beschwerlichen Wanderung müden Pioniere Unterkunft, Nahrung und medizinische Versorgung. Kanonen schützten die Menschen vor Raub und Überfällen. Sutter war ob seiner Mildtätigkeit und Gastfreundschaft bei den Auswanderern sehr anerkannt, ja beliebt. 1845 konnte Sutter 1700 Pferde und Maulesel, 4000 Rinder und 3000 Schafe sein eigen nennen. Auf seinem Grundstück entdeckte man am 24. Januar 1848 das erste Gold auf californischem Boden. Die Nachricht verbreitete sich in Windeseile. Der Goldrausch erfasste die

Welt. Auf der Durchreise nächtigte mancher Abenteurer im Fort und riss im Sog des Taumels auch Mitarbeiter und Vertraute des Großgrundbesitzers mit. Ja, dieser musste sogar viel Land an die Goldminen abtreten. Verschuldet und tief enttäuscht zog sich Sutter auf eine Ranch nördlich von Sacramento zurück. Er starb 1880 in Washington in einem Hotel nahe dem Capitol. Der Congress hatte zwei Tage zuvor seinen Antrag auf Vergütung seines hohen Verlusts abgelehnt.

Marysville – letzte Ruhestätte

P. Breault SJ hat für die nächste Station unserer Reise vorgeplant: Marysville, 75 km nach Norden, wo wir das Grab von P. Florian besuchen wollen. Bei der Pfarrkirche in Marysville erwartet uns Herr Howard King. Der 83 Jährige kennt Fiecht von einer Reise aus dem Jahr 1990. Damals schon hatte er großes Interesse an P. Florian gezeigt. Er scheint so etwas wie eine lebende Chronik der Pfarrei zu sein. Ziel ist der alte Friedhof der katholischen Gemeinde, draußen vor der Stadt. Er zählt zu den historischen und geschützten Orten der Kleinstadt. Im Auftrag des Pfarrgemeinderates kümmert sich Herr



Im historischen Friedhof von Marysville; Priestergräber vor der Zerstörung der Grabsteine. Ganz links mit dunklem Pfeil: Grab von P. Florian.



Priestergräber im jetzigen Zustand.

Balage um die Pflege. In dessen Wagen fahren wir etwa 5 km aus der Stadt. Mit großer Spannung betreten wir den Friedhof, eine sehr schöne Anlage. Zwischen lichten Bäumen finden sich die steinernen Grabdenkmäler oder flachen Grabplatten. Efeu und wilder Wein rankt sich empor. Die Namen der Verstorbenen sind von Wind und Wetter gezeichnet. Sie verraten die vielen Nationalitäten, die im 19. Jahrhundert in Marysville und seiner Umgebung vertreten waren.

Von Photos her kenne ich den Grabstein inmitten anderer Priestergräber, die sich um einen etwa 3,5 m hohen Säulenschaft aus dunklem Marmor ranken, auf dessen Spitze ein Kreuz angebracht ist. Herr Balage hat mich nicht vorgewarnt. Deshalb ist mein Schrecken nicht gering, als wir zu den Gräbern gelangen:

Die sieben oder acht niedrigen Grabplatten aus hellem Marmor sind allesamt am Sockel abgeschlagen; nur noch die gezackten Stümpfe schauen aus dem Zement. "Die Grabschänder sind auch in die beiden Mausoleen eingedrungen," berichtet Herr Balage, "und haben an mehreren Grabstätten den Putten und Engelchen die Köpfe abgeschlagen. Vor fünf Jahren etwa ist dies geschehen." Traurig stehe ich vor dem Grab des Mitbruders. Wahrscheinlich haben die Räuber die Namen der Priester von den Marmorplatten abgeschliffen und das teure Material verkauft, oder man hat die Platten im eigenen Garten ausgelegt. Ein kleiner Trost bleibt, als ich auf der Südseite des Kreuzsockels in Goldbuchstaben den Namen des Verstorbenen entdecke.

Spontan bitte ich unseren Begleiter, einen neuen Grabstein auf Kosten der Abtei St. Georgenberg-Fiecht zu bestellen, dies dem Pfarrgemeinderat mitzuteilen und darauf einzuwirken, dass auch die übrigen Priestergräber wieder ihre Grabplatten erhalten. Herr Balage sichert mir die erbetene Hilfe zu, wo doch ohnehin die Kirchengemeinde den Gottesacker pflegt und bereits einige Gräber wieder restauriert worden sind.

Am 28. Juli 1868 war P. Florian im Alter von nur 59 einhalb Jahren in Marysville gestorben. Wir fahren an der Schule in unmittelbarer Nähe der Pfarrkirche vorbei, die an der Stelle steht, wo 1868 das Haus der Schwestern stand, in dessen Krankenabteilung P. Florian gepflegt wurde und starb. Am 13. September erreichte Abt Pirmin Pockstaller die Nachricht vom Tod des Fiechter Konventualen. Sie stammt aus der Feder des deutschen Priesters Andrew Andolshek. Hier einige Zeilen im Wortlaut:

"Hochwürdigster Herr Abt! P. Florian Schweninger (sic!), Mitglied Ihres Ordens und Ihres Klosters, der schon viele Jahre in den Vereinigten Staaten und die letzten vierzehn Jahre in Kalifornien als Missionär tätig war, seit den letzten zwei Jahren aber bei den Schwestern U.L.Fr. (Unserer lieben Frau) in Marysville als Kaplan

angestellt wurde, erkrankte einige Tage vor Ostern in diesem Jahre, und seit derselben Zeit war er immer bettlägerig. Am 27. Juli um 4 Uhr nachmittag beichtete er dem Bischof, und ich gab ihm darauf das Viaticum. Am 28. Juli morgens zwischen 3 und 4 Uhr starb er, in den Willen Gottes ganz ergeben. Am 29. Juli nachmittag um 5 Uhr habe ich unter Assistenz einiger Priester den Leichnam eingesegnet und darauf zur Erde bestattet.

Der verstorbene P. Florian hinterließ eine ziemlich schöne Bibliothek und einige andere Sachen....als er starb, ließ ich eine violette Casula machen, in der er beerdigt wurde. Dafür verlange ich gar nichts, weil ich es ex caritate getan habe; jedoch würde ich wünschen einige Bücher aus seiner Bibliothek und von seinen Scripta, worunter ich englische Predigten, die er gemacht hat, meine.

Bei Lebzeiten erwähnte er wie oft, daß er wünscht, der Erzbischof von San Francisco möge einige Bücher aus seiner Bibliothek bekommen, und die Schwestern von Marysville ebenfalls einige...."(vgl. Archiv Fiecht).

Der Priester erwähnt in einem zweiten im Stiftsarchiv erhaltenen Brief vom 8. Oktober auch ein Verzeichnis der vielen Dinge "von geringem Werte" und bittet um eine entsprechende Verfügung durch den Abt. Die Antwort aus Fiecht ist – wie alle anderen Briefe vom Abt und wohl auch einzelner Mitbrüder – nicht erhalten. Gerade die Briefe aus Fiecht wären von großem Wert, da sie vieles über das Verhältnis und die Stimmung im Kon-



Gebiet, in dem P. Florian seelsorglich arbeitete.

vent zu P. Florians Leben fernab in den USA wiedergeben würden. Dazu später mehr.

Ganz gebe ich die Hoffnung nicht auf, doch noch auf Teile des Nachlasses von P. Florian zu stoßen. Wer war dieser Priester namens Andolshek?

Im Katalog des Diözesanarchivs in Sacramento gibt es nur einen knappen Hinweis auf die Tätigkeit des deutschen Geistlichen. Er muss wohl nur kurze Zeit in Marysville gewirkt haben. Herr King, die "lebende Geschichte" der Stadt, springt auf den Namen sofort an: "Andolshek hat meinen Großvater getauft." Er verspricht, Nachforschungen über das Woher und Wohin des Priesters anzustellen. Auch wird er mir Kopien von Taufeintragungen durch P. Florian besorgen. Meine Schwester und ich müssen weiter; denn am Abend sind wir zum nächsten Treffpunkt verabredet.

Shasta und Weaverville – P. Florian gründet Pfarrgemeinden

Auf dem Interstate Highway Nr. 5, der nach Oregon führt, geht es 300 km schnurgerade durch flaches Land nach Norden. Es ist das fruchtbare, aber langweilige Sacramento Valley. Endlose Felder begleiten uns. Wo mit großen Maschinen gerade Mais geerntet wird, steigen Staubwolken in die blaue Luft und verdecken die Sonne. Im Nordosten erkennen wir die Umrisse des schneebedeckten, 3187 m hohen Mount Lassen. Wir erreichen Shasta, den Ausgangspunkt des gebirgigen und waldigen Teils Nordkaliforniens.

Als P. Florian 1853 auf Wunsch des Apostolischen Vikars Marysville verließ und als Missionar in den Norden des Landes zog, legte er die Strecke in oder auf einer



P. Florian (mit dem eingerollten Ölgemälde über dem Rucksack) unterwegs von Shasta nach Weaverville.

vierspännigen Pferdekutsche auf holprigen Wegen zurück. 120 Häuser zählte damals das Städtchen Shasta. Am Ende der einzigen Straße kaufte sich P. Florian einen Garten mit einem Häuschen, das er zu einer Kapelle umwandelte, "16 Fuß lang und 12 Fuß breit". Ein angebautes Kämmerchen diente als Küche und Wohnraum. Das Kirchlein wird somit zum ersten gottesdienstlichen Gebäude, das P. Florian errichtete. Bald nach der Ankunft brannte ein Feuer 80 Häuser nieder. Die Reisekoffer von P. Florian wären ums Haar Opfer der Flammen geworden. Nur noch 20 Katholiken blieben im Städtchen.

Es ist wert, die folgenden Abschnitte aus dem Brief vom 20. September 1853 ungekürzt wiederzugeben, da sie ein unmittelbares Zeugnis über die Lebensumstände und die pfarrlichen Aktivitäten des Paters Aufschluss geben:

"Von Shasta westlich führt nur ein Pfad für Maulesel. Alle Nahrungsmittel müssen in diesen Gebirgen auf Mauleseln weiter geliefert werden; was die Sache sehr teuer macht, da ein Maulesel nur 250 Pfund trägt, und hier keine großen Tagreisen zu machen im Stande ist. Diesen Weg nun wandere ich zu Fuß monatlich hin und her, meinen Reisesack mit den Paramenten auf dem Rücken.

Dieser Pfad führt über Bäche ohne Brücken, durch Wald und Dickicht in einem engen Tale einen 4000 Fuß hohen Berg hinan; und wenn ich diesen erstiegen habe, so weiß ich, daß die Hälfte des Weges zurückgelegt ist. Dann muß man den ganzen Berg abwärts steigen, längs des Trinity Flußes seine Reise fortsetzen, bis man über 2 andere, aber niedrigere Berge (etwa 1000 und 2000 Fuß) hoch zu steigen hat; dann bin ich in meiner Station. Die Reise ist beschwerlich. Etwa 6 Häuser sind längs des 40 Meilen langen Weges. Auf meiner letzten Reise, anfangs August, wurde ich von der Nacht überfallen, bevor ich das nächste Haus erreichte, wie ich beabsichtigte.

In der Dunkelheit verfehlte ich den schmalen Pfad, und verirrte mich in den Wald, wo ich unter freiem Himmel übernachten mußte, was ich nicht gerne tat, da Bären und Wölfe, Schlangen und wilde Indianer, welche alle hier nichts seltenes sind, den Schlaf leicht hätten stören können, und überdies war ich unbewaffnet. Eine andere Plage ist der Mangel an Wasser. Viele Quellen vertrocknen im Sommer, so daß man bei der drückenden Hitze oft 1 oder 2 Stunden gehen muß, bis man einen Trunk Wasser bekommt.

Diese meine letzte Reise hat mich aber auch so sehr angegriffen, daß ich mich am 14. August zu Bett legen mußte und nach bestandener Krankheit war ich erst am 18. September wieder im Stande hier, zu Weaverville, die



P. Florian mit dem Esel unterwegs.

hl. Messe zu lesen. Meine Krankheit war Gallenfieber, wie ich vor 2 Jahren um diese Zeit hatte, und diesem folgte das hier einheimische Fever negro, welches zwar in den Gebirgen hier selten, aber in den niederen Flußgebenden desto häufiger vorkommt.

Da ich mich erst ein paar Wochen früher im Sacramento Thale, wo diese Krankheit herrschte, einige Tage bei Krankenbesuch aufhielt, so mag es wohl sein, daß ich mir dort diese Krankheit zuzog. Es ist eine harte Lage in einer fremden Gegend und unter Unbekannten krank darnieder zu liegen. Im Städtchen ist wohl ein irländisches Gasthaus, aber da ist kein Platz für einen Kranken, denn jeder Winkel des Hauses ist schon benützt. Zwei arme irländische Familien konnten mich auch nicht verpflegen. Ich lag wie verlassen einige Tage in einer einsamen Hütte. Endlich hörten deutsche Protestanten, daß ich krank darniederliege. Sogleich nahmen sie sich meiner an; sie verschafften mir ein besseres Logie, bedienten und ernährten mich liebevoll und unentgeltlich, ja sie würden auch noch den englischen Doktor und die Apotheke bezahlt haben, hätte ersterer mich nicht unentgeltlich behandelt und hätte ich die Bezahlung der Apotheke nicht zurückgewiesen, da ich selbst diese zu bezahlen im Stande war. Jetzt bin ich gesund, aber schwach. Man sieht es der Schrift dieses Briefes an, daß die zitternde Hand noch nicht recht Dienst leisten will."

Soweit der aufschlussreiche Bericht des Mönchs und Missionars aus Fiecht. Michaela Nöhrer hat mit der Überschrift "....Missionar und Abenteurer im Mönchsgewand" zu ihrem Artikel über P. Florian in der Festschrift von 1988 sicher etwas Treffendes ausgesagt (vgl. MN). Der pastorale Eifer des Missionars zeigt sich immer. Die Ungewissheiten und Wagnisse seiner Unternehmungen sind ohne Entdeckerfreude, Durchsehvermögen und

geistige Beweglichkeit nicht erklärbar. Dies wird uns in den folgenden Tagen immer deutlicher.

Wo einst P. Florian mühsam über Berge wandern musste, bringt uns das Auto in eineinhalb Stunden von Shasta nach Weaverville. Bald haben wir den blauen Whiskeytown Lake hinter uns und erklimmen in vielen Kurven den Buckhorn Pass mit 980 m Höhe, um dann dem Trinity River und schließlich seinem Zufluss, dem Weaver Creek entlang nach Weaverville zu gelangen. Die Gegend ähnelt tatsächlich jener vom Achensee, wie es im Bericht von P. Florian einmal heißt. Der Missionar brauchte für diese Wegstrecke vier bis fünf Tage zu Fuß oder auf dem Maulesel.

Wir werden vom Ehepaar Herb und Glinda Hronesh längst erwartet und freudig begrüßt. Unser Jesuit und Archivar von Sacramento hat den Kontakt hergestellt. Die verschiedenen e-mails über das Große Wasser und zurück haben uns vertraut gemacht. Die Unterbringung erfolgt in einem Motel. Zum Abendessen sind wir dann im Haus Hronesh eingeladen. Dort hat sich auch der Pfarrer der Stadt, Father Canterbury, eingefunden, ein freundlicher Herr in den sechzig, der als Vater von vier Kindern nach dem Tod seiner Frau sich zum Priester weihen ließ. Glinda war im Sekretariat des Bürgermeisters tätig und versteht sich bestens im Umgang mit dem Computer. Ihr Hobby ist die Pfarrgeschichte von Weaverville. Bestens sind die 150 Jahre seit der Gründung dokumentiert. Sie überreicht mir u.a. eine Kopie des Kaufvertrags des Platzes der ersten Pfarrkirche und des anliegenden Friedhofs.

P. Florian hatte im Auftrag des Bischofs die Verhandlungen geführt und das Dokument unterschrieben. Er ist der Gründer und erste Seelenhirte der Pfarrgemeinde. Der Goldrausch hatte die ersten Siedler 1849 hierher in die Wälder verschlagen. Die kleine Ansiedlung blühte auf. Überall baute man mit Holz. Viermal brannte das Städtchen ab, das heute 2500 Einwohner zählt, – auch die Kirche wurde ein Opfer der Flammen.

Beim Austausch von Wissen und Papieren kommt es auch heute wieder zu einer Überraschung: Glinda zeigt mit ein Buch, das sich mit der Kirchengeschichte Nordkaliforniens befasst. Darin befindet sich eine Seite mit den Photographien von 10 noch nicht identifizierten Priestern aus dem 19. Jahrhundert. Zwei davon konnten in den vergangenen Wochen ausfindig gemacht werden, bleiben noch acht. Die Aufnahmen liegen im Archiv der Sisters of Mercy. Was würden wir dafür geben, wenn es uns gelänge, die Photographie von P. Florian zu entdecken! Denn das älteste Bild von der Gemeinschaft in Fiecht stammt aus dem Jahre 1847; drei Jahre war damals P. Florian bereits in New York. Aus verschiede-

nen Hinweisen wissen wir, dass der Pater eher klein und schwächling war.

Es folgt der Sonntag. Fr. Canterbury hat meinen Besuch im Kirchblatt bereits zweimal angekündigt. Im Originalton heißt es: "On October 5th and 6th, Abbot Zeller from Mount St. George's Abbey in Austria will be visiting Weaverville..Abbot Zeller is researching the footsteps of Father Schwenninger, our founding priest. Fr. Schwenninger was from St. George's Abbey and was the priest here from 1853 to 1856." Dem hl. Patrick, dem Patron Irlands, ist die Kirche geweiht, die auf einem Hügel steht. Der Friedhof grenzt unmittelbar an das Gotteshaus. Wie die Vorgängerbauten ist sie aus Holz errichtet. Die Teile sind in freundlichem Weiß gestrichen. Vier gotische Fenster lassen das Licht in den Raum.



Die Pfarrkirche in Weaverville.

Etwa 90 Gläubige versammeln sich zur sonntäglichen Messe. Auf der Empore begleitet jemand die Lieder mit der Gitarre. Bei der Predigt erwähne ich auch meinen Schreck vom gestrigen Tag, als wir vor den zerstörten Grabsteinen in Marysville standen, und dass ich einen neuen Stein bestellt habe. Am Schluss des Gottesdienstes erhebt sich Fr. Canterbury und lässt völlig unerwartet eine zweite Kollekte für den Grabstein ihres ersten Pfarrers, unseres P. Florian, halten. Dies ist amerikanisch – spontan und großzügig. Amerikanisch ist auch die Verabschiedung, ja Umarmung jedes Gläubigen beim Ausgang und der gut organisierte Pfarrkaffee in der neuen Pfarrhalle.

Der ausführliche Bericht P. Florians über seine Zeit in Shasta und Weaverville gibt auch einen Einblick in die Lebensweise des Seelsorgers. Dort heißt es:

"Mitten im Goldlande lebe ich ärmer als je früher in meinem Leben. Armselig ist meine Wohnung, ärmlich meine Kleidung, arm meine Kost. Vieles ist hier gar nicht zu bekommen; vieles nur um sehr hohes Geld. Aber die Armut läßt sich gewöhnen, und dann fällt sie nicht

beschwerlich. Es geht ja allen ringsum auch so. Meine Katholiken, die so sehr zerstreut sind, unterstützten mich bisher zwar so, daß ich kümmerlich, aber nicht ordentlich zu leben hatte. Ich hoffe, daß es mit der Zeit besser wird. Da ich noch mit Küchengeschirr nicht eingerichtet bin, so nahm ich zu Shasta mein Mittagmahl im Gasthause. Ein Stück Brot war mein Morgen- und Abendessen.

In Weaverville erhielt ich bisher die Verpflegung um einen geringeren Preis von einem irländischen Gastwirte, aber er wird bald von Californien fortziehen, und dann ist es anders. Es geht uns Californiern gar oft wie dem König Midas, um den alles Gold war, aber dennoch Hunger und Durst litt. Unser Stuhl, unser Tisch, und unsere Bettstadt steht auf Goldboden, aber dennoch leidet man oft Mangel am Notwendigsten. Die Goldgräber und andere Bürger sind in dieser Beziehung in den Händen der Kaufleute, der Spekulanten und Lieferanten, und diese wissen es schon so zu manipulieren, da jenen wenig oder nichts in der Tasche bleibt. Je notwendiger eine Sache zum Leben ist, desto höher wird sie angeschlagen; desto mehr wird dafür gefordert. Gott sei Lob und Preis in allem, bei Arbeit und in Ruhe, bei Überfluß und Not!"(FS,2)

Fort Jones – das Kreuzigungsbild

P. Florian war vom Apostolischen Vikar nicht allein nach Shasta und Weaverville gesandt worden, sondern sollte das gesamte Gebiet der fünf nördlichen Bezirke (Counties) seelsorglich betreuen, eine übermenschliche Aufgabe. Er schreibt im Brief 1853: *"Ist mein District auch groß, mehr als 200 Meilen breit und bei 100 Meilen von Süd – nach Norden, so föhl ich erst, wie notwendig ich hier bin, und wie nützlich ich sein kann, wenn mich der Herr in meinen Arbeiten segnet."* Etwa 32.000 Quadratkilometer bedeuten zweieinhalb mal so groß wie Tirol! Und unter welchen Bedingungen die Seelsorge zu leisten war! Im Brief vom 29. Januar 1859, also etwa sechs Jahre später, beschreibt der Missionar seine Arbeit näher:

"Man wird sich noch erinnern, daß ich 1853 die fünf nördlichen Bezirke (Counties) nämlich: Shasta, Trinity, Humboldt, Siskiyou und Klamath gewiesen wurde. Bereits wohnten mehrere Tausende (meistens moralisch verwilderte) Katholiken im Gemengsel von Akatholiken, Juden, Chinesen, Indianern, usw. Diese nach dem Golde der Erde lechzenden Katholiken, Gottes und der Ewigkeit vergessend, startten mich an wie eine widerliche Person, die sie aus dem gefährlichen, doch ihnen lieben, Schlafe wecken würde; ja man meinte sogar, ich sei auch nur des Goldes wegen unter ihnen. Da hier alles sehr teuer ist, so schien es mit gut, mich bis auf das Äußerste einzu-

schränken, um so meine Uneigennützigkeit beweisen zu können. Klugheit allein würde schon dieses angeraten haben, hätten andere und höhere Gründe mich nicht dazu bewogen.

So war ich seit den letzten sechs Jahren in den Stand gesetzt, drei Kirchen zu bauen, nämlich zu Wearville, Shasta, und am Salmon River; Welch letztere Gegend auf der Landkarte im östlichen Ecke des Klamath County, wo auch die Trinity- und Siskiyou-Counties zusammenstoßen, zu finden ist. Im nächsten Sommer wird unser Hochwürdigster Herr Erzbischof von San-Francisco hierherkommen, um Kirche und Gottes Acker zu weihen. Ich will mich meiner Arbeiten nicht rühmen, denn ich weiß, daß andere Missionäre viel mehr gearbeitet haben und arbeiten; und nur so konnte es geschehen, daß sich seit den letzten 16 Jahren die Zahl der Priester und Kirchen in den Vereinigten Staaten verfünffacht hat." (FS,3)

P. Florian nahm die schwierige Aufgabe wahr und machte sich also auf, um die abgelegenen Goldgräberminen seines Districts aufzusuchen. Die Beschwerden der Reisen waren groß, die Entfernungen weit. Boten aus den Minen hatten ihn eingeladen und Wegbeschreibungen hinterlassen, ihn vielleicht auch auf den Mauleselpfad begleitet. Eine der am weitesten entfernten Goldminen war Sawyers Bar am North Fork des Salmon River (der Nordgabel des Lachsflusses).

Dort hat P. Florian die dritte Kirche gebaut. Nur über einen weiten Umweg ist der Ort mit dem Auto zu erreichen. Der Pater wanderte auf einem kürzeren Weg dorthin, über Steilhänge, durch tiefeingeschnittene Täler und durch dunkle Wälder mit Bären und Wölfen. Einer der Pfade trägt den erschreckenden Namen: Suicide Path, "Selbstmörderpfad". Heute noch nehmen Wanderer die landschaftlich schöne Strecke unter die Füße. Eine ganze Woche war er damals von Weaverville nach Sawyers Bar unterwegs.

Es ist Montag, der 7. Oktober. Das Ehepaar Hronesh fährt uns im eigenen Wagen auf der sehr kurvenreichen Strecke voraus. Wir kommen zum Trinity Lake und zum Coffee Creek. Hier zweigt die Wanderroute nach Sawyers Bar ab. Über den Scott Mountain Summit mit 1646 m Höhe, wo der Nationale Wanderweg kreuzt, geht es hinunter in das Callahan Tal nach Etna. Kurz besichtigen wir die kleine Landepiste, auf der morgen ein leichtes Flugzeug mit einem Kameramann eintreffen soll, der meinen Besuch in Sawyers Bar aufnehmen wird. In Fort Jones erwartet uns Pfarrer Fr. John Lawrence und öffnet uns die Kirche. Über zwei Dinge können wir uns besonders freuen: das Messgewand, das P. Florian zu tragen pflegte, und das Kreuzigungsbild, von dem beim Austausch der e-mails oft die Rede war.

Beide Gegenstände hatte der Pater aus Tirol mit in die USA gebracht. Die Illustratorin dieses Reiseberichts charakterisiert übrigens in ihren Zeichnungen die Gestalt des Missionars jeweils mit dem eingerollten Bild über dem Rucksack.

Das leicht violette Messgewand in barocker Bassgeigenform und mit Verzierungen, wie wir sie auch an ähnlichen Messgewändern im Stift aus dem 19. Jahrhundert finden, wurde von Fr. Lawrence aus dem Heimatmuseum in Yreka hierhergebracht. Dort hat es auf Veranlassung von McGloin SJ seinen Platz gefunden (vgl. JMG). Aus solchen Maßnahmen lässt sich erkennen, welche Bedeutung man P. Florian beimisst. Ich soll das Messkleid morgen bei der Feier in Sawyers Bar tragen.

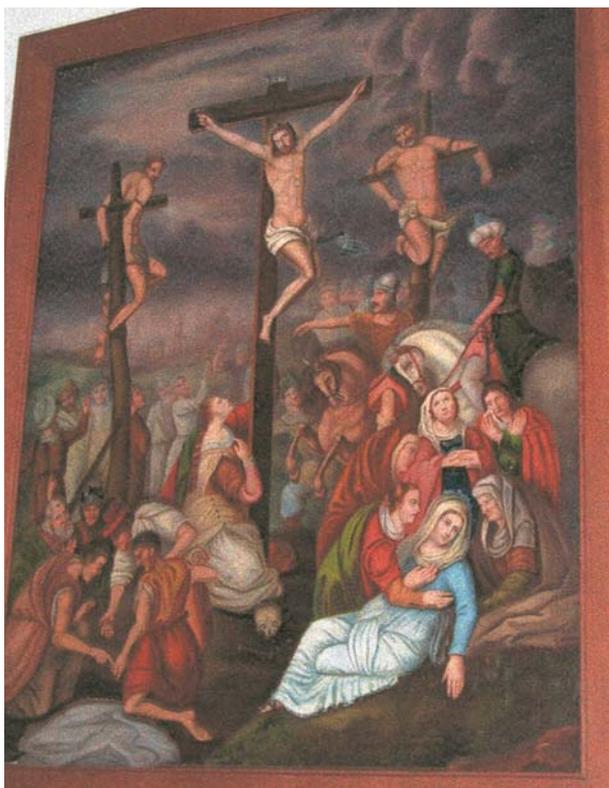


Abt Anselm mit dem Messgewand von P. Florian.

Das Ölgemälde der Kreuzigung Christi mit den stattlichen Ausmaßen von 162 cm Breite und 193 cm Höhe hängt an der rechten Seitenwand des Schiffs zwischen der 11. und der 13. Station des Kreuzwegs. Das Werk, dessen Maler oder Malerin unbekannt ist, stammt nach dem Urteil von Experten aus der Zeit des beginnenden 19. Jahrhunderts. Vielleicht diente ein Stich aus dem 17. Jahrhundert als Vorlage. Bis 1980 hing es in der Kirche in Sawyers Bar an der Stirnwand über dem Altar. Feuchtigkeit und die Folgen des starken Temperaturwechsels hatten zu bedenklichen Schäden geführt. Der Rahmen



Kirche in Fort Jones; an der Wand das Ölgemälde.



Das Ölgemälde aus Tirol „Die Kreuzigung“.

war vom Wurm zerfressen. Der damalige Pfarrer, Fr. Sullivan, brachte das Bild in eine Restaurierungswerkstatt und ließ es für 1200 Dollar wiederherstellen. Zum Schutz gegen Vandalismus oder Diebstahl kam es schließlich an seinen jetzigen Platz.

Unter dem Datum vom 24. September 1980 schreibt der Historiker A. Glenn Feustel in der Pioneer Press, Fort Jones, folgendes: "Vielleicht kann man die Farbe kritisieren, und die Proportionen mögen ein wenig verzogen sein, doch die anderen Kennzeichen gleichen dies aus. Man mag z.B. bei gutem Licht vor dem Altar stehen und jedes der 32 Gesichter deutlich sehen. Geht man dann langsam zurück, stellt man fest, wie die am wenigsten bedeutsamen Figuren einzeln oder in Gruppen schwächer werden, bis nur noch die Hauptfiguren übrigbleiben, und am Schluss Christus allein. Sicher, dies ist Kunst!"

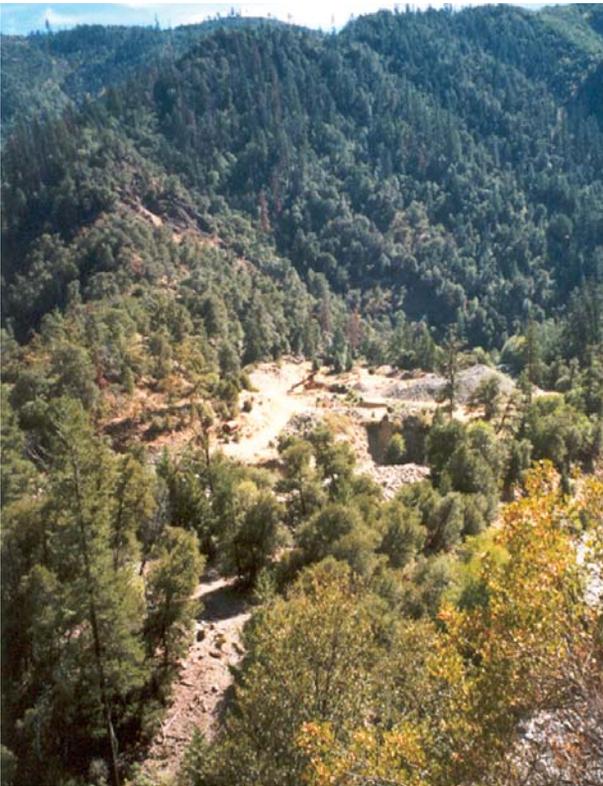
Sawyers Bar – das Fest

Es ist wohl der Höhepunkt unserer Reise, dieser Dienstag, der 8. Oktober. Mit dem Ehepaar Hronesh fahren wir von Etna, wo wir die Nacht in einem Motel verbracht haben, zum Mount Salmon Summit. Auf 1816 m liegt die Passhöhe. Nur drei Autos sind uns auf der anstrengenden Strecke begegnet. Oben genießen wir den Blick hinunter über unendliche Fichten- und Tannenwälder, aus denen da und dort das Gelb herbstlicher Laubbäume leuchtet.



Blick von der Passhöhe hinunter ins Tal des Salmon River.

Die Straße wird enger, bis wir das Tal des North Fork Salmon River erreichen. 15 und mehr Meter tief hat sich der Bach unterhalb des Sträßchens eingegraben. Immer wieder erkennen wir die Spuren von Goldgräberminen, wo Geröll und Sand aufgeschüttet ist und wo sich tiefere Mulden am Bachufer auf tun. Mit Schaufel, Pickel, Sieben und Schüsseln haben vor 150 Jahren harte Männer



Der Salmon River mit Schürfstellen der Goldgräber.

ihre Gesundheit und ihr Leben drangesetzt, um ihr Glück zu machen.

Lassen wir P. Florian von der Szenerie berichten, die er hier angetroffen hat:

"Das Gold ist in der Erde etwa nicht so regelmäßig gestreut, wie das Saatkorn auf den Feldern; es geschieht daher, daß die Goldgräber oft wochenlang mit großem Aufwand fortgraben, und nur wenig oder nichts finden.

Wollte man etwa meinen, daß man hier die Goldgräberei ungeschickt betreibe, oder daß man die Californier erst etwas besseres lehren wolle, so würde man sich weit irren. Es sind hier Männer von den ausgezeichnetsten bergmännischen Kenntnissen aus allen Ländern; man arbeitet nach den neuesten Methoden; Maschinen und Handwerkzeuge sind die Kommodesten und Besten. Ich schreibe dieses alles darum so umständlich, damit es meinen lieben Landsleuten zum Nutzen sei, falls dieser Brief sollte veröffentlicht werden, und damit es keinem so ergehe, wie dem Johann Steinberger, der mit seinen überspannten Ideen nur seinem Unglücke zulief.

Dieser Steinberger ist von Kitzbühel; er begann ein paar Jahre nach mir am Gymnasium zu Innsbruck zu studieren, war Singknabe im Kloster Wilten. Nun diesen traf ich im letzten Winter (Nov. 1852) im Privatspital eines deutschen Arztes in einem dunkeln Winkel krank liegend

an. Er erholte sich vom Nervenfieber und besuchte mich einige Male, worin er mir seine Hirngespinnste über Californien und sein Schicksal erzählte. Er kam mit ein paar Tirolern hierher; das in Tirol durch Aktien erhobene Geld war zusammen geschmolzen. Noch in San Francisco warnte sie eine andere Tiroler Familie nicht in die Minen zu gehen, da sie der englischen Sprache unkundig, mit den Verhältnissen unbekannt, zu Unternehmungen untauglich und ohne Geld wären. Der Rat, sich um andere Arbeit umzusehen, war vergebens. In der Goldregion konnte er nichts tun, als wie andere unglückliche Goldgräber, vergeblich reisen, vergeblich arbeiten, und nach kurzer Zeit am Hungertuche nagen. Da Steinberger bald nicht im Stande war, seine Kameraden zu ernähren, so wollten diese auch nicht mehr fortfahren zu arbeiten ohne Lohn; sie verließen Steinberger, um anderswo Nahrung und Lohn zu verdienen.

So stand der unglückliche Steinberger nun allein da, voll innerer Scham über das mißglückte Unternehmen. Selbst dieses, daß er seine Aktionäre mit schönen langen Briefen tröstete und abspeiste, wollte sein Gewissen nicht beschwichtigen. Die Rolle eines Befehlshabers über ein paar Tiroler, die ihn durch die Arbeit hätten ernähren und gut bezahlen sollen, war ausgespielt; selbst der Arbeit ungewohnt, konnte er nicht bei einer anderen Kompanie Arbeit finden. Denn wer Lohn verdienen will, muß hier tüchtig arbeiten. Steinberger begab sich nach San Francisco zurück, ließ sich in einem deutschen Privatspital als Krankenwärter anstellen, nach ein paar Wochen befiel ihn das Nervenfieber.

Als er sich von diesem erholte, schlich er herum, wie der Schatten an der Wand, arm und elendlich, und suchte und fand bei den Deutschen einige Unterstützung. Endlich erbarmte sich der österreichische Konsul (Fischer, mit Namen) seiner, und nahm ihn sogar in sein Haus auf. Allein Steinbergers Lungensucht und Abzehrung nahm zu sehr überhand; er mußte in das Stadtspital gebracht werden, wo er nach wenigen Wochen am 20. Februar 1853 nach empfangenen hl. Sakramenten voll Reue über seine Torheiten und Vergehungen und den Aktionären zugefügten Schaden starb. Sterbend befahl er mir, daß ich seine Abbitte an alle, die er beleidigt oder beschädigt habe, nach Tirol schreiben solle. So endete der unglückliche Goldgräber; und so ergeht es jährlich Tausenden. Sie ziehen sich leicht Krankheiten zu; sie sind der brennenden Hitze, dem Winde, dem Regen und der Kälte ausgesetzt; ihre Wohnung ist entweder ein kleines Gezelt von Baumwollentuche; oder ein Blockhaus (wie eine tirolerische Almhütte) Ein paar Decken sind das Bett, ein wollenes Hemd und Beinkleider ihre ganze Kleidung, gewöhnlich zerlumpt und zerrissen. Die Nahrung, selbst gekocht, daher oft geschmacklos, durchaus sehr teuer, oft sogar Hungersnot."



Goldgräber bei der Arbeit.

Man mag sich vorstellen, welche Auswirkungen solche tristen Verhältnisse auf das religiöse und moralische Leben haben. Auch dazu eine Passage aus P. Florians Brief:

"Hier scheint es am Platze zu sein, etwas über die Sittlichkeit der Population von Californien zu schreiben.

Es gibt gewiß sehr viele ordentliche und gute Bewohner hier, die alle betrübt sind wegen der großen Unsittlichkeit, die da herrscht; und viele der besten Bürger haben einen Ekel vor unserem Lande, bloß um der Greuelthaten wegen, die da geschehen. Es scheint, daß unter den Goldgierigen der Auswurf der Menschheit sich hier eingeschlichen und eingenistet hat. Eine Ursache der Unsittlichkeit ist wohl der Mangel an ordentlichen Familien. Unter der Gesamtbevölkerung hier sind etwa 5000 des weiblichen Geschlechtes; so daß das Verhältnis der männlichen zu den weiblichen Einwohnern ist wie 50 zu 1. Nicht bloß in den Städten, sondern auch in den Dörfern sind die Häuser der sich öffentlich prostituierenden schlechten Dirnen; z.B. in Weaverville sind 5 solche Häuser. Welche Gefahren für junge, leichtsinnige Menschen! Ehemänner, die anderswo ihre getreue Frauen und liebenswürdigen Kinder zurückließen, gehen hier dem schlechten Leben nach. Andere leben in sogenannten californischen Ehen, das ist: im Concubinate auf so lange Zeit, als es beiden Parteien beliebt. Ein anderer Schand – Brand – Mark Californiens sind die vielen autorisierten Spielhäuser, worin die Gambler (handwerksmäßiger Spieler), Tag und Nacht mit den betrügerlichsten Spielen anlocken, und den vielen Einfältigen und Spielsüchtigen das Geld abnehmen.

Diese Spieler (und ich glaube auch die H...) zahlen die Gewerbesteuer für ihr unsauberes Gewerbe, wie andere für ihre ordentlichen. Räubereien und Diebstähle im Kleinen und im Großen sind häufig. Da die Goldgräber keine sicheren Plätze für ihre Barschaft haben, und so gezwungen sind, den Goldstaub bei sich zu tragen, so geschieht es nicht selten, daß sie in schlechten Häusern oder Wirtshäusern durch Schlaftrunk eingeschlummert und dann beraubt werden.

Oft verliert noch der abreisende Glückliche auf der Reise, im Dampfschiffe, am Isthmus ja selbst am Landungsplatze, seinen Schatz, denn die Räuber scheinen entweder eine Linie zu bilden oder den Bereicherten nachzureisen, bis sie diese leichter gemacht haben. Am Isthmus geschahen viele Räubereien; man beschuldigte immer die armen Eingeborenen dort. Endlich aber wurde ausgefunden, daß ein Wirt zu Gorgona, ein Amerikaner, ein Räuberhauptmann sei. Er ist jetzt eingekerkert. Vor einem Monat wurde der berühmte Räuber Joaquin im Kampfe erschossen; er hatte seit längerer Zeit durch seine verwegenen und abenteuerlichen Raubstücke Californien in Schrecken gesetzt. Mordtaten geschehen wohl in keinem Lande so viele, wenn es auch eine hundertfach größere Bevölkerung enthielte. Unsere Zeitungen, es gibt deren bereits 20 hier, und darunter eine katholische (Catholic Standard) und eine deutsche (die Californier Staats-Zeitung, welche das deutsche Micheltum wacker vertritt; d.h. die Deutschen verführt und bei der Nase herumzieht), erzählen vom Inlande beinahe nicht anders als Unglücksfälle, Räubereien, usw. Der Sonntag wird von vielen nicht gefeiert; Fluchen, Schwören, Eitelnenennung des Namens Gottes sind unter den vielen rohen allgemein. Das Furchtbarste ist, einen Feind haben oder gehaßt werden; denn Rache wird auf das Tollstimmigste geübt, oft wegen einer kleinen oder vermeintlichen Beleidigung. Und dieses geschieht hier um so leichter, da Jedermann hier in der Goldgegend stets mit Pistole und Dolch oder mit einem von diesen bewaffnet ist.

Es ist ein widerlicher und schreckhafter Anblick eine Rotte Goldgräber in ihrer räubermäßigen Kleidung, mit den Waffen am ledernen Gürtel und den langen Bärten zu sehen; obgleich auch viele gute Seelen unter diesem rauhen Äußeren verborgen sind."(FS,2)

Pater Florian gibt seinen geliebten Tirolern schließlich einen praktischen Rat, wenn er schreibt:

"So hoffe ich, daß kein Tiroler vom Golddurste sich soweit verleiten lasse, Vermögen, Gesundheit, Leben und Seligkeit einzusetzen, bloß um der Eitelkeit wegen, ein Goldgräber zu werden und zu sein.

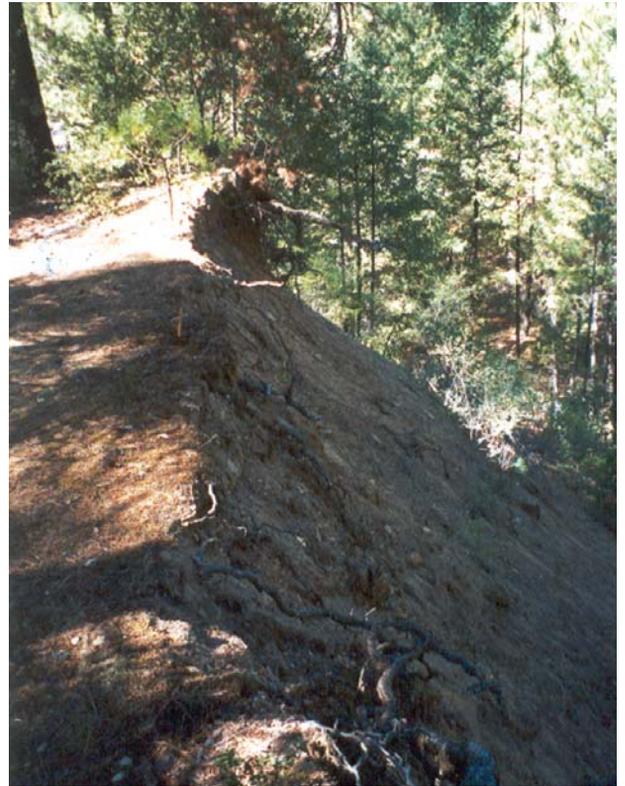
Wer aber seinen Golddurst nicht bändigen kann, der setze sich am Inn, an der Sill oder an irgend einem anderen Bach hin, und wasche Sand; wahrscheinlich wird er Gold finden, wenigstens von 20 Wagen voll Sand für ein paar Gulden, und dann wird er besser stehen und bequemer leben als hier in der Goldgegend; wenigstens ist er in seiner Heimat, und braucht nicht vergeblich danach zu seufzen."(FS,2)

Bald zeigen sich die ersten Häuser von Sawyers Bar. Sie machen mit dem anliegenden Schuppen, den verrottenden Autos und Wohnwagen einen heruntergekommenen Eindruck. Die Gefahr von Waldbränden ist greifbar; denn in regelmäßigen Abständen sind Hydranten und Feuerlöscher am Straßenrand aufgestellt. Etwa 70 Menschen leben hier. Die Zwergschule wurde aus Mangel an Kindern geschlossen. Eine hölzerne Tafel sagt uns, dass wir unser Ziel erreicht haben. "Historisches Denkmal – die älteste Kirche Nordkaliforniens", heißt es dort. Auf einer Anhöhe oberhalb der Straße steht, von Bäumen etwas verdeckt, die Kirche. Sie ist ganz aus Holz errichtet. Die dunklen, verwitterten Bretter erwecken eher den Eindruck einer größeren Scheune. Nur das Kreuz auf dem Giebel des schindelgedeckten Dachs lässt den sakralen Zweck des Gebäudes erkennen.



Die von P. Florian erbaute Kirche in Sawyers Bar.

Die ersten Gläubigen sind bereits eingetroffen. Von Etna, Fort Jones und bis von Yreka kommen sie zur hl. Messe um 14 Uhr. Ich gehe zum Hügel hinauf. Ringsum scheint er wie abgeschnitten. Nur noch die Kirche und der anschließende Friedhof haben auf den wenigen hundert Quadratmetern Platz. Diese eigenartige Form des Areals ist das Werk einer Goldminenkompanie. Die Ingenieure hatten bereits die hydraulischen Bohrer und Pressen an den Hügel angesetzt und wollten ihn abtragen. Da wehrten sich die wenigen Bewohner von Sawyers Bar und gingen vor Gericht. Dieses gab ihnen recht und ließ die auf fünfzig bis hunderttausend Dollar geschätzten Goldvorräte unangetastet.



Kante des Hügels, auf dem die Kirche steht; bis hierhin haben die Goldgräber die Erde abgetragen.

24 mal 6 Meter sind die Ausmaße des Kirchleins. Vor Jahren hat man es mit einem Betonfundament unterfangen. Am Tor hängt ein Vorhängeschloss. Einst hat P. Florian einen großen und schweren Schlüssel verwendet, wird berichtet. Unmittelbar über der Kirchentür ist eine Erinnerungstafel angebracht: "Errichtet 1855. Dem Andenken an Pater Florian und den Pionieren von Sawyers Bar gewidmet am 7. Oktober 1928..."

Hinter der Kirche stand an der Schmalseite einmal die Behausung von P. Florian. Es war ein Schuppen, mit seinem Bett und einer Kochstelle. Der Anblick muss bei früheren Renovierungsarbeiten so armselig gewesen sein, dass man das Bretterzeug entfernt hat. Die Goldgräber gaben dem Ensemble von Kirche, Wohnung und Friedhof den liebevollen Namen: "Paradise Flat of the little Padre", was soviel heißt wie "Paradieses Wohnung des kleinen Paters".

Nicht ohne Ergriffenheit betrete ich das Innere des Kirchleins. Hier also hat unser Fiechter Mitbruder gebetet, die hl. Messe und die Sakramente mit den entwurzelten und heimatlosen Menschen gefeiert. Er selber gab ihnen durch seine gelebte Solidarität, sein Wort und "die Tröstungen der Religion", wie er es selber formulierte, einen gewissen Halt. Die Menschen liebten ihn. P. Flo-

rian selber hat den Altar errichtet, heißt es. Er hat die kleinen Fensterscheiben mit weißer Farbe bemalt und in den Kalk jeder einzelnen ein Kreuzchen mit leichter Verzierung geritzt. Im schlichten Kämmerchen neben dem Altar hat P. Florian das Sakrament der Buße gespendet.



Fenster mit „Bemalung“ durch P. Florian.



Kammer zum Empfang des Bußsakraments.

In der gegenüberliegenden Kammer muss wohl die Sakristei gewesen sein. Die nackten Bretter des Kircheninneren wurden im vergangenen Jahrhundert innen mit einem starken Linnentuch abgedeckt, sodass der Raum gegen Kälte und Wind besser geschützt ist. Das Weiß an den Wänden mildert die ursprüngliche Herbe und Armut des Kirchleins. Mir fällt der Stall von Bethlehem und die Behausung des hl. Franz von Assisi ein. Die Bescheidenheit des Paters und sein Dienst am Ende der Welt machen ihn vor meinem geistigen Auge ganz groß.

Von diesem Gotteshaus aus hat der Pater auch die Toten hinaus zum Friedhof begleitet. Einigen schnitzte er sogar die Grabtafeln und trug die Namen der Verstorbenen ein. Sieben solcher Grabhölzer hat man vor der endgültigen Verwitterung gerettet und in der Kirche längs der Wände aufgestellt. Die Namen sind bereits verblasst. Mit welcher Sorgfalt und Liebe hat P. Florian Verzierungen, ja sogar Figuren in das Holz gearbeitet. Mancher Goldgräber musste infolge eines Unglücks in den Wäldern oder in den Minen am Bach früh sterben. Das Sterbebuch enthält manche Eintragung vom jähen Tod der Leute am Salmon River. (vgl. HW)



Von P. Florian geschnitzte Holztafel als Grab-„stein“.

Die Kirche füllt sich. Es trifft auch P. Breault SJ ein, mit ihm der angesagte Trappistenabt und sein Begleiter sowie ein Kameramann von Sacramento. Pfarrer Lawrence von Yreka bringt das Messgewand von P. Florian. Der Bischof musste leider wegen einer Erkrankung absagen. Wir nehmen die Texte, die bei einem Missionar und Gründer einer Kirche vorgesehen sind. Ich kann meine innere Rührung über das Geschehen nur schlecht verbergen. In der Predigt spreche ich auch im Namen der Gemeinschaft von Fiecht eine Abbitte an P. Florian aus. Seine Arbeit hier in Sawyers Bar wurde nämlich nicht von allen in seinem Heimatkloster mitgetragen.

Nach deren Meinung hätte er längst in die Abtei zurückkehren sollen, wo die Benediktiner doch die *vita communis* pflegen, andernfalls hätten sie ihm gerne den Status eines Benediktiners genommen. Abt Pirmin Pockstaller aber hielt seine schützende Hand über ihn. P. Florian litt sehr unter dieser Spannung und unter den Wunden, die man ihm aus den eigenen Reihen zugefügt hatte.

Jemand hatte ihm aus Fiecht geschrieben: "Ihre wiederholten Krankheiten und keineswegs erfreulichen Verhältnisse haben bei ihren Mitbrüdern die Frage veranlaßt, warum Sie denn nicht lieber in ihre Heimat zurückkehren, wo sich Gelegenheit darbietet, körperlich ohne große Sorgen zu leben, und in geistiger Beziehung für sich und andere zu arbeiten..."

Pater Florian antwortete:

"Dieser Satz war eine zu harte Nuß, und obgleich ich schon Jahre lang daran gekaut habe, war ich doch nicht im Stande, dieselbe oder denselben zu schlucken und zu verdauen, und er hat mir viel Leiden verursacht... Vielleicht bin ich zu aufrichtig gewesen in Beschreibung meiner Leiden; vielleicht sind andere Missionäre behutsamer, und schicken statt Wahrheit...nur Zuckerkandel nach Europa. Eins ist wenigstens gewiß, daß meine lieben Mitbrüder und ich nicht dieselbe Ansicht in der erwähnten Sache hegen..." (FS,3). Florian geht in diesem bisher unveröffentlichten Brief an den Abt ausführlich auf die Argumente der ihm nicht freundlich gesinnten Mitbrüder ein und verteidigt sich heftig. Am Schluss heißt es dann: "Der Briefbogen geht zu Ende; doch mein Herz ist noch voll, aber nicht von Bosheit, Rachsucht, Feindschaft; sondern, Gott weiß es, von etwas Besserem. Ich wiederhole daher, daß ich freiwillig nur dann in mein Stift zurückkehren werde, wenn ich für die Missionschaft und ähnliche Arbeiten untauglich sein werde; daß man mich aber jederzeit bereit finden wird zurückzukehren, wenn man mich sub obedientia (d.h. mit dem Hinweis auf das Gehorsamgelübde, d. Verf.) zurückzukommen befiehlt... Ich versichere den geschworenen Gelübden getreu zu bleiben unter dem Beistande der Gnade Gottes..."

Auch diese Facette des guten Mitbruders ist mir also während des Gottesdienstes gegenwärtig. Der Pionier und Missionar, der Wandermönch und Einsiedler, der Seelsorger und Hirte trug eine Wunde in seinem Herzen, die nie ganz heilte. Bei seinen verschiedenen Begabungen, seiner Leutseligkeit und Freundlichkeit blieb er Ordensmann. Seine Briefe an den Abt zeigen die echte Verbundenheit mit seinem Profestkloster. Äußeres Zeichen dafür sind auch die Eintragungen in die Taufbücher; immer setzt er hinter seinen Namen die Ordensbezeichnung O.S.B.

Die schlichte, aber doch bewegende Konzelebration geht zu Ende. Nie zuvor hatte hier solch eine Feier stattgefunden. Der Pfarrer, Fr. Lawrence, lädt zum großen Picknick ein. Es sollte an nichts fehlen. Und dieser Tag sollte unvergesslich in das Gedächtnis der Gläubigen eingeschrieben bleiben. Wir feiern ein Fest für Leib und Seele zu Ehren des Gründers der Kirche und der Pfarrgemeinde von Sawyers Bar.

Ich kann von diesem Ort nicht Abschied nehmen, ohne eine letzte Kostprobe der schriftstellerischen Fähigkeiten von P. Florian wiederzugeben. Dieser schrieb nämlich gelegentlich auch für die Katholischen Blätter aus Tirol (vgl. TN, 2). Wie schon erwähnt, lebte der Pater in äußerst bescheidenen Verhältnissen hinter der Kirche.

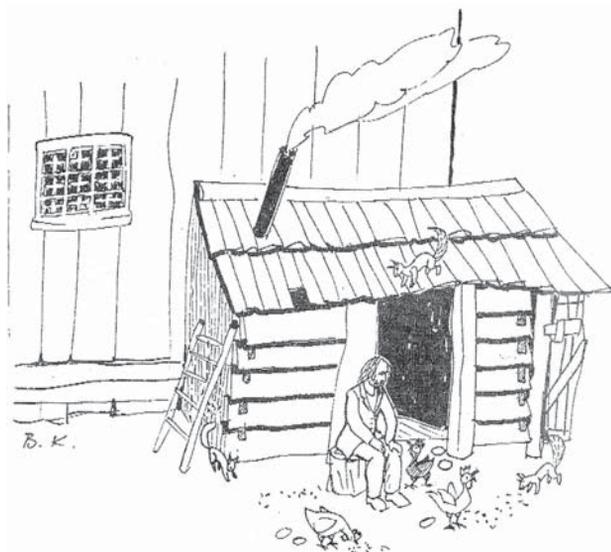
Neben der Seelsorge wusste er sich als Handwerker beim Kirchenbau nützlich zu machen, aber ebenso als Schullehrer für 8 Kinder, später für 20; diese lehrte er auch das Gitarrenspiel und den Umgang mit dem Schnitzmesser. Schließlich komponierte er auch einige Kirchenlieder. Im letzten noch erhaltenen Brief vom September 1859 beschreibt er sein karges Leben, als sei es eine Idylle:

"Vater Florian, da er diesen Brief schreibt, sitzt in seiner Residenz, einem kleinen Log-cabin (Blockhaus) von etwa 12 Fuß lang und breit und 6 Fuß hoch. Ein Fenster ist überflüssig; das Licht spaziert durch die offene Türe oder fällt durch mehr als fünfzig zufällige Löcher durch das alte halbverfaulte Dach auf den Schreibtisch, der in der Mitte des Zimmers steht. Nota bene: Gelegentlich fällt auch Regen und Schnee durch die erwähnten Dachlöcher. Das Cabin steht in einer Ebene, welche Paradies-Flat heißt und so paradiesisch aussieht, wie einst die Welt ausgesehen haben mag, nachdem das Wasser der Sündflut aufgetrocknet war. Durch die Türe, welche gegen die Mittagssonne große Vorliebe hat, kann man nichts als das Steingerölle des Flußbettes, den Wildbach selbst und den waldigen Berg, der das gegenüberliegende Ufer bildet, erblicken. Doch ich muß hier eine Pause machen – und einen Arm voll Baumrinden in das Kaminfeuer werfen; es ist bereits kalt, und wenn um 11

Uhr mittags in Mitte September die Fingerspitzen frieren, da wird doch niemand einen schön geschriebenen Brief erwarten können. Auch muß ich nachsehen, ob nicht etwa der Kamin in Ruin fällt. Denken Sie, die Quirrels (Eichhörnchen) – diese grauen Schelme – haben während des letzten Sommers zum Plaisir so am Kamin gearbeitet, daß die aus großen Bachsteinen, die je von 10 bis 100 Pfund schwer sind, erbaute Feuerstätte täglich einzustürzen droht. Und warum haben die Eichhörnchen solchen Possen gespielt? Sie waren sich des Rechtes bewußt das sie seit undenklichen Zeiten in dieser Umgegend und im Log Cabin genossen, und wollten sich von den Hennen daraus nicht vertreiben lassen. To wit: Sechs Hennen von ungewöhnlichem Mute wohnen mit mir im Cabin; diese fochten brav, wie die sardinischen Soldaten und deren Weiber.

Doch vergebens; sie bedurften eines napoleonischen Alliierten, und somit stand ich mit aller Weisheit meinen Hennen bei, eingedenk, daß sie mir Eier legen für die Fasttage. Ich verrammelte alle Löcher der Eichhörnchen und trieb sie über die Türschwelle, verfolgte sie mit Steinwürfen.

Aber sieh! mit echter österreichischer List sprangen sie etliche Klafter weit zurück, setzten sich auf die Hinterbeine, spielten Männchen, bleiben außerhalb des Cabins Meister wie zuvor, und begannen den Kamin so zu unterminieren, daß er gänzlich unbrauchbar wurde. Deshalb baue ich mir ein eigenes Haus hinter der nahen Kirche. Der Krieg, welcher bereits im ganzen Sommer am Salmon River gewütet hat, wird freilich auch im nächsten Jahr fort dauern. Ich erwarte aber von den Hennen auch nichts anderes, als, wie gesagt, deren Eier und etliche Hühner für hohe Festtage. Einen Trost habe ich doch bei diesem Sommerkriege, daß er nicht so grausam war, wie weiland der Frosch- und Mäusekrieg." (TN, 2)



P. Florian vor seinem Blockhaus.

Yreka - Abschied

Nochmals eine Nacht in Etna und der Besuch im Pfarrhaus von Yreka bei der Kirche St. Joseph. Und wiederum werde ich reich beschenkt mit Auszügen aus dem Taufbuch. Die Eintragungen dort belegen, dass P. Florian in den Jahren 1857 – 1864 immer wieder Yreka aufgesucht und die hl. Taufe gespendet hat.

Der Kirchenhistoriker Walsh SJ nennt in seinem Werk verschiedene Orte, an denen der Pater während der 9 Jahre in Sawyers Bar seelsorglich gewirkt hat, z.B. in Happy Camp, etwa 130 km entfernt, fast an der Grenze zum Bundesstaat Oregon, oder westlich in Somes Bar, Orleans und Forks of Salmon oder südlich in Cecilville. "...es gibt sogar Beweise, dass er über den Gebirgskamm und weiter zu den Goldfeldern am Smith River gegangen war...Oben auf dem Gebirgskamm in der Nähe der Quellflüsse des Coffee Creek war eine portugiesische Ansiedlung, denen er das Brot des Lebens brach. Jedemal, wenn er Hausbesuche machte – und er machte es sich zu seinem persönlichen Anliegen so viele wie möglich zu Hause zu besuchen – ließ er immer ein Heiligenbild oder ein Kruzifix bei der Familie... "Ein Heim", sagte er, sollte nie ohne Erinnerung an Christus und seine Liebe (interest) für diese Welt sein." (HW, S. 265 f)

Es lässt sich leicht vorstellen, wie sehr P. Florian in den Camps geschätzt, verehrt, ja sogar geliebt wurde. Scheute er doch keine Mühe, gerade dorthin zu gehen, wo bisher noch kein Priester gewesen war. "Das Zeugnis vieler Ehemaliger aus Sawyers Bar und aus den von ihm besuchten Camps bestätigt, daß er einen gehäuften Schatz an liebevoll sorgender Freundschaft mit der Kirche und Hochachtung für sie hinterlassen hat. Er war ein im höchsten Maß vorbildlicher Vertreter der Kirche." (HW, S. 412)

Die Kräfte des unermüdlich Tätigen im Weinberg des Herrn nehmen merklich ab. Er hat sich für die ihm Anempfohlenen verzehrt. So holt ihn der Bischof Ende Dezember 1866 nach Marysville zurück, wo er in der Residenz des Oberhirten wohnen kann. 18 Monate später stirbt er.

Unser Besuch an den wichtigsten Stätten des Wirkens des Fiechter Mitbruders in Kalifornien geht zu Ende, die Gestalt von P. Florian aber bleibt lebendig vor meinem geistigen Auge. Er steht nicht nur in hohem Ansehen in der Kirche Kaliforniens. Vielmehr muss er auch zu den Großen der langen Geschichte der Abtei St. Georgenberg-Fiecht gezählt werden. Er ist der erste in der Reihe der Missionare unserer Abtei, die das Evangelium zu fremden Völkern hinausgetragen haben. Er darf als Vorläufer einer Bewegung betrachtet werden, die Mitglieder

der benediktinischen Mönchsgemeinschaft von Fiecht Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts in die Missionsfelder nach Ostafrika geführt hat. Er darf mit Recht auch als einer der Vorläufer des Ideals der Benediktinerkongregation von St. Ottilien gesehen werden. Diese fand 1884 – also 16 Jahre nach seinem Tod – ihre Anfänge. 1967 schloss sich die Abtei St. Georgenberg-Fiecht ihr an.

Das Ideal dieser Kongregation ist nämlich die Verbindung benediktinischen Lebens mit der Verkündigung des Evangeliums außerhalb der Grenzen der eigenen Heimat. Gewiss, P. Florian vollzog seinen Dienst nicht in unmittelbarer Verbindung zu seiner Abtei. Die Briefe an den Abt von Fiecht, die Grüße an seine Mitbrüder, der einfache, ja arme Lebensstil und die bewusste Führung seines benediktinischen Namens zeigen aber, dass er bis zum Sterben Benediktiner bleiben wollte und dies auch blieb. Trotz einiger liebloser Mitbrüder hatte er sich schließlich auch bereit erklärt, in die Abtei zurückzukehren, wenn der Abt dies gefordert hätte. Solches zeigt seine innere Stabilität.

Die Gemeinschaft darf also stolz auf P. Florian sein. Er bleibt uns Ansporn, einzeln und als Gemeinschaft offen zu bleiben für das Wort des Herrn: " Geht hinaus in die ganze Welt und verkündet das Evangelium!"

Quellen und Literatur

P. Florian Schwenninger OSB, Reisebericht 1. Teil; handgeschrieben in Weaverville, 276 Seiten; 1854 (FS,1)

Brief vom 20. September 1853 aus Shasta (FS,2)

Brief vom 29. Januar 1859 aus North Fork of Salmon River (FS,3)

Brief von Mitte September 1859 aus North Fork of Salmon River (FS,4)

FS, 1 wurde fast vollständig in Englischer Übersetzung in der Zeitschrift *The American Benedictine Review*, 1959 Volume 1-2 und 3-4 sowie 1960 Volume 1-2 veröffentlicht. (ABR)

P. Thomas Naupp OSB publizierte ebenfalls einen Großteil des Reiseberichts unter dem Titel: Ein Fiechter Benediktinerpater missionierte vor 150 Jahren in den USA, in: *Missionskalender 1996*, St. Georgenberg-Fiecht, S. 33-60 (TN,1)

FS, 2 und FS, 4 wurden von P. Thomas Naupp OSB in der Festschrift *850 Jahre Benediktinerabtei St. Georgenberg-Fiecht: 1138 -1988*, S. 504-522, St. Ottilien 1988, teilweise veröffentlicht. (TN,2)

P. Thomas Naupp OSB, *Woran litten und starben die Benediktiner von St. Georgenberg-Fiecht ? - Krankheitsbilder durch 7 Jahrhunderte (1287-1985)*, in: *Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige*, Band 100, S. 378 f, St. Ottilien 1989 (TN,3)

P. Thomas Naupp OSB, Florian Schwenninger OSB - 15 Jahre als Pfarrer unter Goldgräbern in Kalifornien, in: *Missionskalender 1997*, St. Georgenberg-Fiecht, S. 34-60 (TN,4)

Henry L. Walsh, S.J., *Hallowed Were the Gold Dust Trails - The Story of the Pioneer Priests of Northern California*; 559 Seiten; University of Santa Clara Press, 1946

Mein Bruder, Roderich Zeller, hat dankenswerterweise ein Gutteil des umfangreichen Werks mit den entsprechenden Passagen zu P. Florian Schwenninger ins Deutsche übersetzt:

Henry L. Walsh, S.J., *Auf den geheiligten Pfaden der Goldsucher - Die Geschichte der Pionierpriester von Nordkalifornien* (usw., siehe oben) (HW)

P. Maurus Kramer OSB, Seelsorger unter Goldsuchern, P. Florian Schwenninger - ein Fiechter Missionar vor 100 Jahren, in: *Missionsblätter*, 63. Jahrgang, 1968/6 Nov./Dez., S. 127-129, Erzabtei St. Ottilien (MK)

Michaela Nöhler, P. Florian Schwenninger (1809 - 1868) - Missionar und Abenteurer im Mönchsgewand, in: *850 Jahre Benediktinerabtei St. Georgenberg-Fiecht: 1138 - 1988*, S. 463-472, St. Ottilien 1988 (MN)

John B. McGloin S.J., *Paradiesebene wiederbesucht - Ein Benediktinerpionier: P. Florian Schwenninger OSB*, in: *Christus verkünden*, 19. Jahresbericht der Missionsprokura St. Georgenberg-Fiecht, S. 22 f., 1988

Dieser Bericht ist eine Übersetzung des Artikels von Mc Gloin in der Zeitschrift *The Priest*, September 1962, unter dem Titel: *Paradise Flat Revisited - A pioneer Benedictine* (JMG)

Für weitere biografische Hinweise
zu Pater Florian Schwenninger wäre ich sehr dankbar.
Abt Anselm Zeller OSB, Stift Fiecht, 6134 Vomp, Tel. 05242/63276-37
oder e-mail: anselm@tirol.com

Geistlicher Beistand im Schwazer Knappenspital

Die seelsorgliche Betreuung der von der Pestilenz befallenen und arbeitsunfähigen Bergknappen im Knappenspital ("Bruderhaus") in Schwaz im 16. und 17. Jahrhundert durch die Patres des Benediktinerklosters St. Georgenberg

Von P. Thomas Naupp, Stiftsarchivar

Hinführung

Die Wurzeln von St. Georgenberg, des wohl ältesten Tiroler Bergklosters, reichen ins 10. Jahrhundert zurück. Rathold von Aibling (aus dem Geschlecht der Rapotonen; war als Rapoto III.? Gaugraf des Unterinntals, gest. 954) hat es vor 950 gegründet (vermutlich als Einsiedelei). Auf dringliche Bitten des Brixner Bischofs Reginbert hat es Papst Innozenz II. am 30. April 1138 zur Benediktinerabtei erhoben. Bereits drei Jahre später (1141) inkorporierte Bischof Hartmann von Brixen der Abtei die Ur- und Mutterpfarre Vomp und die Pfarre Achenal, nachdem kurz vorher die Herren von Schlitters den ganzen Achensee mit den Wiesen und Wäldern (von der Buchau bis zum Achenpass) den Benediktinern von Georgenberg übereigent hatten.



Schwazer Bergbuch, 1556

Schon bald setzen die (organisierten) Wallfahrten nach Georgenberg ein. Im Hochmittelalter pastorierten die Georgenberger Benediktiner das Inntal zwischen St. Margarethen und Volders; dazu gehörte also auch Schwaz, das damals noch eine Filiale der Mutterpfarre Vomp war (Schwaz erhielt seine Selbständigkeit als Pfarre erst 1645).

St. Georgenberg hat eine sehr bewegte Geschichte hinter sich; u. a. brannte es viermal ab (1284, 1448, 1637 und 1705). Nach dem vierten Brand wurde der Konvent ins Inntal in den damaligen Weiler Fiecht verlegt. St. Georgenberg wurde nur mehr als Wallfahrtsort aufgebaut. (Die korrekte Bezeichnung unserer Abtei lautet aber St. Georgenberg-Fiecht, da das Bergkloster ja die Wiege des Stiftes Fiecht ist).

Das Talkloster Fiecht wurde bekannt durch die Konviktschule (gegründet als eine Art Sängerknabeninstitut nach 1740; der Schwazer Pfarrer Anton Burglechner setzte ein hohes Stiftungskapital zur Errichtung der Klosterschule ein). Hervorragende Leute sind aus dieser Schule hervorgegangen. Auf der anderen Seite haben auch qualifizierte Kräfte an diesem Institut unterrichtet, wie z. B. die beiden berühmtesten Fiechter Komponisten und Musiker P. Edmund Angerer und P. Martin Goller. Fiechter Patres taten sich aber auch auf anderen Fachgebieten hervor, wie z. B. in der Historiographie, Paläontologie, Bibelwissenschaft und in der Homiletik, in den orientalischen Sprachen und im Kirchenrecht. P. Benedikt Feilmoser, ein gebürtiger Hopfgartner (Brixental), war Theologieprofessor in Innsbruck und Tübingen (gest. 1831).

Im 19. Jahrhundert war es dann der Schwazer Arztsohn P. Eberhard Zobel (1757 bis 1837), der in Fiecht eine Mal- und Zeichenschule installierte, aus der namhafte bildende Künstler hervorgingen; seine wohl talentiertesten Schüler waren Josef Arnold (1788 - 1879) aus Stans und Johann Pirkl (1808 - 1837) aus Schwaz. (Übrigens stand P. Eberhard auch mit Maria Anna Moser in fachlichen Kontakten).

Diese paar Hinweise mögen hier als Hinführung genügen. Wie oben angedeutet, musste das Felsenkloster St. Georgenberg viele Schicksalsschläge hinnehmen; außer dem oftmaligen verheerenden Feuer gab es noch andere Katastrophen, z. B. die Pest im Mittelalter (1348/49).



Georgenberger Votivtafel mit Inschrift: Vesperbild im Wolkenkranz schwebt über St. Georgenberg, Waldstück gegen Roßweid, Torhaus und ein Teil der Hohen Brücke stehen in Flammen, auf dem Brückendach befindet sich ein Mann, der versucht, das Feuer zu löschen, zwei Benediktiner eilen den Klosterberg hinauf; unbek. Künstler, Inschrift datiert den Brand auf den 5. April 1819, Öl auf Holz, 50x63 cm, Vorfall erwähnt bei Pockstaller P., Abtei und Wallfahrt, 2. Aufl., Innsbruck 1848, S. 50 und ders., Chronik der Benediktiner-Abtei... S. 21; Kat. Heiltum und Wallfahrt, S. 217.

Georgenberger Votivtafel mit Inschrift: Vesperbild im Wolkenkranz schwebt über St. Georgenberg, der Waldbrand bei Roßweid vom 5. April glimmt unter der Erdoberfläche weiter, ein aufkommender Sturmwind trägt die glühenden Funken wie einen Feuerregen gegen Kirche und Kloster von St. Georgenberg, Mönche stehen vor der Kirche und segnen mit dem Allerheiligsten das verheerende Element, unbek. Künstler, datiert 12. April 1819, Öl auf Holz, 50x63 cm, Vorfall erwähnt bei Pockstaller P., Abtei und Wallfahrt, 2. Aufl., Innsbruck 1848, S. 50 und ders., Chronik der Benediktiner-Abtei. S. 221.



Am 12. April 1819 um 5 Uhr: Abends kam das seit dem verangegangenen Brande unter der Erdoberfläche fortglühende Feuer wieder zum Ausbruch. Bald war eine Strecke Waldes von den Flammen ergriffen, ein heftiger Wind trug glühende Funken gleich einem Feuerregen gegen Kirche und Kloster. In solcher Gefahr machte man bereits Anstalt das Gnadenbild und andere Gegenstände in Sicherheit zu bringen. Um Mitternacht trug man das Allerheiligste aus der Kirche, und hielt dem verheerenden Elemente segnend Denjenigen entgegen, der trotz den Stürmen gehet. Nicht da legte sich der Wind, das Feuer beschränkte sich auf den Wald, und wurde allmählig bewässert. ... Lob sei über und Maria!



Das Knappenspital (Bruderhaus) mit Pflegepersonal und Hausmägden, Schwazer Bergbuch, 1556.

Allgemeines zur Pest um die Mitte des 14. Jahrhunderts

Diese große Pest begann völlig unerwartet. Ende 1347 liefen einige Galeeren in den sizilianischen Hafen Messina ein. Sie kamen aus dem Schwarzmeergebiet, einer Region, in der die Pest bereits früher - in begrenztem Umfang - immer wieder aufgetreten war. An Bord befanden sich Söldner, die einen genuesischen Handelsposten gegen die Tataren verteidigt hatten. Die Männer waren, ohne es zu wissen, Opfer einer frühen Form von bakteriologischer Kriegsführung. Die erfolglosen Belagerer hatten Pesttote über die Mauer in die Stadt katapultiert. So wurden die Europäer infiziert.

Als man in Messina die Gefahr erkannte, jagte man die Schiffe zurück aufs Meer. Doch es war bereits zu spät. Die Pest - genauer die Beulenpest - hatte in Europa Fuß gefasst. In den folgenden Monaten breitete sich die Seuche von Italien über den ganzen Kontinent aus. Sie erreichte Deutschland, Frankreich, Spanien, England, den Balkan, Skandinavien und sogar Moskau.

Die Krankheit war unerbittlich und für die damaligen Menschen nicht zu durchschauen. Sie führte fast immer innerhalb von drei Tagen zum Tod. Erstes Anzeichen waren starkes Fieber und Schmerzen, dann bildeten sich

Schwellungen in der Leistengegend oder unter den Achseln. Diese schreckenerregenden Pestbeulen wuchsen bis zur Größe eines Apfels. Im letzten Stadium erschienen schwarze oder blaurote Flecken auf der Haut. Dann war der Tod nur mehr eine Frage von Stunden.

Millionen von Menschen - mehr als ein Drittel der Bevölkerung Europas - starben, ehe der "Schwarze Tod" nach etwa fünf Jahren wieder abebbte. Landstriche waren verödet, Städte entvölkert.

Die Pest auf St. Georgenberg - Präventivmaßnahmen des Klosterapothekers

Der "Schwarze Tod", diese schreckliche Pestepidemie, machte auch vor St. Georgenberg nicht halt; sie raffte in den Jahren 1348/49 fast den ganzen Konvent dahin, insgesamt acht Mitbrüder (N. B. im Mittelalter bestand die benediktinische Gemeinschaft auf St. Georgenberg aus maximal 12 Mönchen). Es ist anzunehmen, dass die Pest auf St. Georgenberg durch die Wallfahrer eingeschleppt wurde.

Um sich in Zukunft vor solchen Seuchen besser schützen zu können, überlegten sich die Georgenberger verschie-

dene Präventivmaßnahmen. Einige Handschriften medizinischen Inhalts beweisen uns, dass sich zu Beginn des 15. Jahrhunderts der Klosterapotheker P. Johannes Auslasser von erfahrenen Ärzten beraten hatte lassen. P. Johannes war von seinem Abt zum Infirmar (Krankenwart) bestellt worden und verwaltete als solcher auch die Klosterapotheke. Er konsultierte beispielsweise 1421 den Medicus "Udalricus de Tridento", der damals in Innsbruck ordinierte. Der Klosterapotheker benötigte dringend eine wirksamere Medizin gegen die "Pest", Seuchen und andere Epidemien, die in Georgenberg ausgebrochen waren. Den hohen "Pestfiebern" vor allem war kaum eine Arznei gewachsen, daher war der Georgenberger Pharmazeut für neue Rezepte und medizinisch-prophylaktische Ratschläge überaus empfänglich und dankbar. Im selben Jahr noch empfahl ihm der Innsbrucker Arzt (Ulrich von Trient), Mittel für etwaige Ernstfälle bereitzuhalten. Der lange Brief des Mediziners Dr. Ulrich von Trient ist in einer Abschrift vom Jahr 1425 in einem dicken, in Leder gebundenen Buch (Codex 150 in der Fiechter Stiftsbibliothek) in lateinischer Fachsprache erhalten. Auf hochinteressante Weise werden darin die Zubereitungen von Salben, Ölen und Sirupen, die Herstellung von Pflastern und Umschlägen geschildert. Auch Aderlass und andere Volksheilmittel werden als fiebersenkend angepriesen und empfohlen.

Kurze Bemerkung zum Geschlecht der Auslasser

Die Familie Auslasser war im 15. Jahrhundert in Schwaz (Vomp) beheimatet. Sie und die Nachfahren spielten eine große Rolle als Gewerken im Schwazer Bergwerk. 1462 durfte z. B. Christian Auslasser im Schwazer Bergrevier Erz abbauen. Zeitlich gesehen könnte unser P. Johannes sein Bruder gewesen sein. Unser Johannes Auslasser wird als Zeuge und Wähler bei der Abtwahl von Caspar Augsburger, dem bedeutenden Humanistenabt und Freund Erzherzogs Sigmund des Münzreichen, im Jahr 1469 erwähnt. Höchstwahrscheinlich war auch P. Vitus Auslasser, Mönch im bayerischen Benediktinerkloster Ebersberg, ein weiterer Bruder von Christian und unserem P. Johannes. Mehrere Indizien weisen darauf hin. Tatsache ist, dass Vitus Auslasser die gleichen Funktionen in seinem Kloster innehatte wie Johannes auf St. Georgenberg. Außerdem hinterließ uns der pharmazeutisch gebildete Mönch Vitus ein handschriftliches Buch mit medizinischen Ratschlägen und einem sehr wertvollen (zum größten Teil mit eigener Hand gemalt!), 198 Heilpflanzen umfassenden Herbarium, das man in der Fachwelt kurz "Kräuterbuch" nennt.

Nicht nur nebenbei sei bemerkt, dass sich 1513 in Schwaz die sogenannte "Auslassersche Gesellschaft"

herausbildete, die allein in der kurzen Zeit (bis 1517) 13.000 kg Silber gewinnen konnte. Aus dieser Dynastie also stammte unser P. Johannes.

Die kurze Betrachtung der Familie Auslasser hat uns in das Schwaz des 16. Jahrhunderts geführt.

Die medizinische Versorgung in Schwaz im 16. Jahrhundert

78 Schwazer waren unter den insgesamt 7000 Menschen, die die nächste "Pest" in Tirol in den Jahren 1528/29 dahinraffte. Man nannte diese Seuche der "Sterbende Leuff". Karl Schadelbauer meint, man könnte darunter eine Art Lepra verstehen, die bereits in der Zeit der Kreuzzüge nach Europa eingeschleppt wurde. Die Aussätzigen mussten oft weit außerhalb der Städte wohnen und erwarben sich durch Bettelei das zum Leben Notwendige.

Um 1200 begann man in den mitteleuropäischen Städten mit dem Bau von Sondersiechenhäusern, auch Leprosenhäuser genannt.

Erich Egg weist den Bau eines Sondersiechenhauses in Schwaz für das Jahr 1477 nach, das in der Folge "unter der Leiten" neu errichtet worden ist (vgl. Stadtbuch Schwaz 1986, S. 141). Hat es in Schwaz drei Spitäler gegeben?

Im 15. Jahrhundert ist Schwaz durch den Bergbau zu einem festen Begriff in Europa geworden. Der Ort hatte damals mehr Einwohner als heute.

Schon im Jahr 1439 muss der Bergbau sehr umfangreich gewesen sein, wenn von da an der Streit des Klosters St. Georgenberg um die Erhaltung der Schwazer Innbrücke begann, weil sich die Georgenberger weigerten, sich an den Reparaturkosten zu beteiligen wegen der täglichen Erz- und Kohlefuhrn. Die Folgen dieser Differenzen zogen sich weit ins 19. Jahrhundert hinein (vgl. ausführlich T. Naupp, Der Streit um die Schwazer Innbrücke zog sich fast über 600 Jahre hin!, in: Schwazer Heimatblätter [Nr. 44] Dez. 2000, S. 11 - 16).

Dr. Johannes Milchthaler und Dr. Balthasar Conradinus - zwei erfahrene "Pestärzte"

Zu Beginn der Vierzigerjahre des 16. Jhs. grassierten in Schwaz, wie schon erwähnt, die "sterbenden Leuff". K. Schadelbauer (Ärzte und Heilkunde im 16. Jahrhundert, in: Tiroler Heimatblätter, 7. Jg., 1929, S. 247 - 249) nennt einen gewissen Peter Streychenwald, der sich im Jahr 1542 beschwert hatte, dass man ihm sein Haus zwangsweise abkaufen wolle, obwohl andere verkäuf-

liche Häuser besser zur Aufnahme von Kranken der "sterbenden leuff" geeignet seien. Im folgenden Jahr wird befohlen, Personen, die aus Orten kämen, wo diese Seuche herrsche, in ein Ghetto wegzusperren. Die Abhaltung des Kirchtages wird verboten, um dadurch fremde Kaufleute vom Besuch der Stadt abzuhalten.

In der Fiechter Stiftsbibliothek scheinen mehrere gedruckte Pesttraktate auf, u. a. eines von "Doctor" Milchthaler, gedruckt 1534, mit dem Titel: "Ain kurtz und notwendig undericht und regiment, wie sich zu zeyten der Pestilenz vorhin und so ainer mit oder ohn auswendige zaychen des leybs antast wurde, aufs fürderlichst halten und artzneyen solle"; ein zweiter (1537) ist betitelt mit: "Ein nothwendiger, kurtzer, fleysziger bericht und ordnung in dem gewlichen lauf und kopfwehe, so die gemayn allhie benennt den Disel oder Knilling".

Zu Beginn der zweiten Hälfte des 16. Jhs. tritt ein weiterer Pestarzt in Schwaz hervor. Er heisst Dr. Blathasar Conradinus. Auch von diesem Arzt gibt es eine Abhandlung gegen die Pest, die ebenfalls in der Stiftsbibliothek vorhanden ist. Der Druck, erschienen 1564 in Augsburg bei Mattheus Franck, handelt über: "Kurtzer doch aigentlicher und gegründter unterricht, Regiment und ordnung, wie man sich in zeiten der Pestilenzischen leuffen verhalten, praeservieren oder bewaren und wie man solche aigentlich erkennen soll durch D. Balthasarn Conradinum Medicum in Schwatz."

In der Schwazer Chronik ist auch eine interessante Statistik eingetragen: "1590 sein zu Schwatz 89 hochzeiten gewest, sein 33 Kinder storben und 278 geboren, 91 Mener und 92 Weiber gestorben".

Errichtung der Barbara-Bruderschaft auf St. Georgenberg

Das riesige Industrieunternehmen des Bergbaues in Schwaz erforderte und förderte die Massierung vieler Arbeitskräfte und brachte alle sozialen Probleme einer Industriegesellschaft. Erstmals überhaupt in Tirol trat der Arbeiterstand als organisierte Kraft auf und war sich auch seiner Macht bewusst. Alles Bergvolk war in der "Gemain der Bergwerksverwandten", einer Verbindung von Gewerkschaft und kirchlicher Bruderschaft, zusammengeschlossen.

Abt Leonhard Müller von St. Georgenberg bemühte sich eifrigst um eine Barbara-Bruderschaft, welche am 23. März 1516 auf dem Tiroler Felsenheiligtum St. Georgenberg errichtet wurde. (Die Originalurkunde ist im Fiechter Stiftsmuseum zu sehen). Die heilige Barbara war neben Daniel und der hl. Mutter Anna die dritte Bergwerkspatronin der Schwazer Bergknappen.

Die Schwazer Bergwerksunternehmer und Gewerken

beteiligten sich am Ausbau einer Barbarakapelle auf St. Georgenberg, die am 21. November 1515 vom Suffragan-Bischof Johannes von Brixen gemeinsam mit dem Altar dieser heiligen Patronin der Bergleute eingeweiht worden war. An vier festgelegten Tagen im Jahr fand auf St. Georgenberg eine Bruderschaftsfeier statt, bei deren Teilnahme man einen Ablass von sieben Jahren gewinnen konnte.

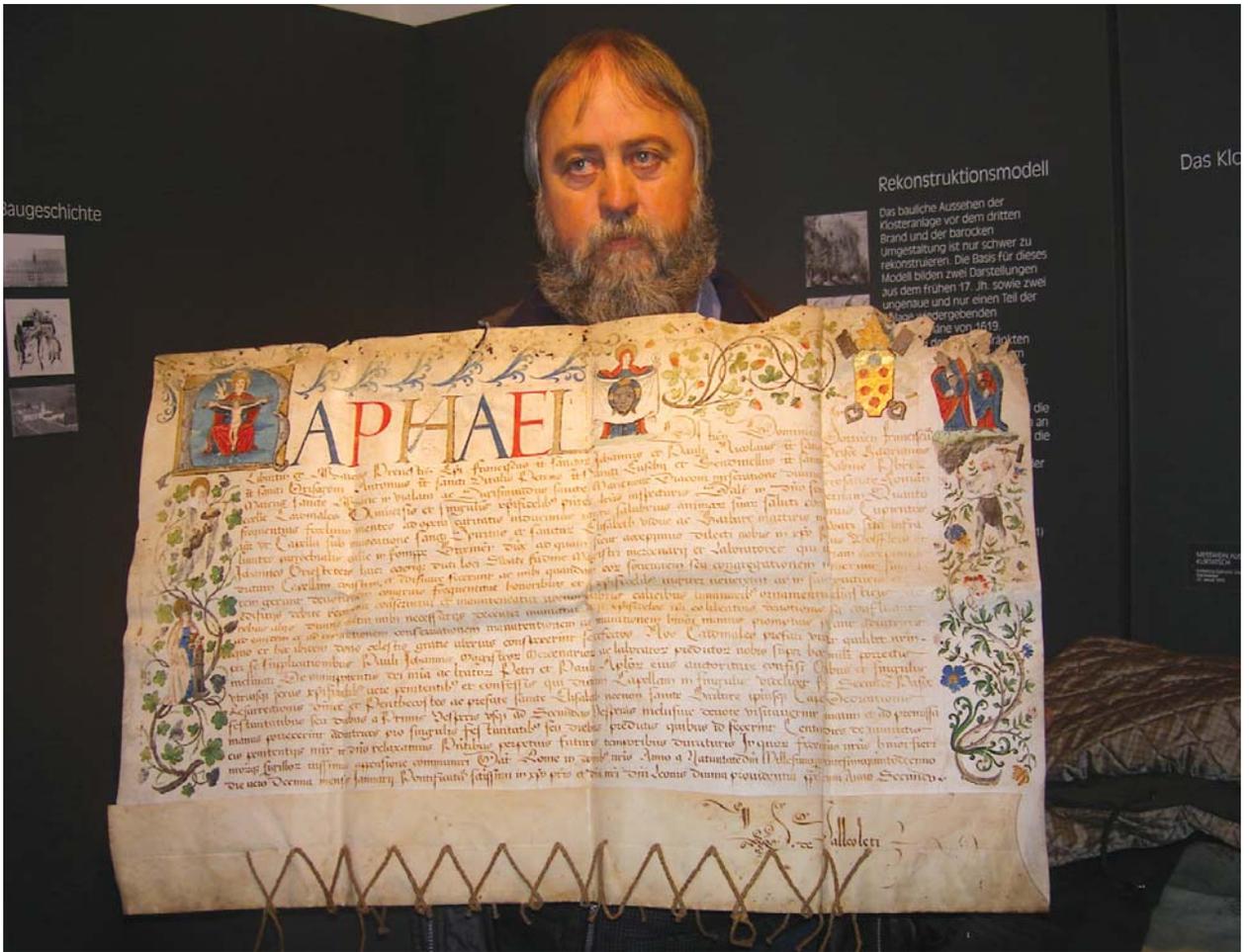
Jedoch Mittelpunkt und Versammlungsort der "Bergwerksverwandten" war das "Bruderhaus" am Platz der heutigen Tabakfabrik, das eine Kapelle mit einem eigenen Kaplan und ein Krankenhaus (bzw. Armenhaus oder Altersheim) umfasste.

Das Knappenspital oder Bruderhaus

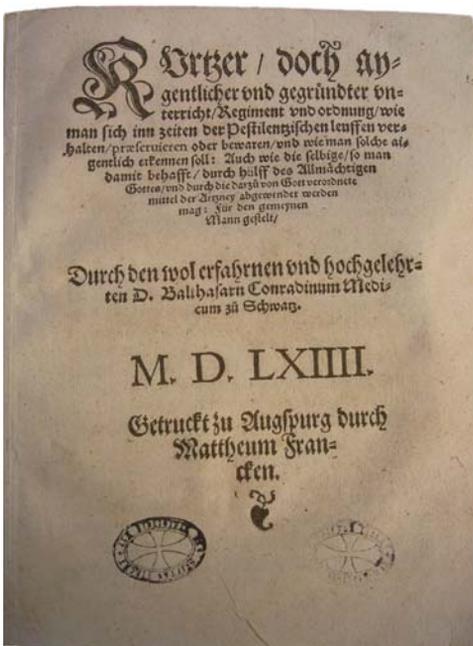
Nach E. Egg fällt die Gründung des Knappenspitals in die Zeit um 1510 (vgl. Schwazer Bezirksbuch 1981, S. 73). Franz Grass schließt sich der Auffassung Tinkhauers an und verlegt die Entstehung desselben auf vor 1500 (vgl. Grass, Vom Spitalwesen im alten Schwaz, in: Studien zur Sakralkultur und Kirchlichen Rechtshistorie Österreichs [= Forschungen zur Rechts- und Kulturgeschichte Bd. 2], Innsbruck-München 1957, S. 160 - 166; bes. S. 161). Letztere Annahme entspräche den betreffenden Hinweisen im Fiechter Archiv besser. Aus der Urkunde Nr. 815 geht nämlich hervor, dass bereits 1488 ein gewisser Hans Strasser und seine Frau Anna aus Stans ihren Zehent dem Bruderhaus in Schwaz um 415 Gulden veräußerten (Original-Pergamenturkunde vom 28. Mai 1488; Siegel: Hans Maltis, Bergrichter von Schwaz).

Weiters ist im Stiftsarchiv ein kostbares Pergamentlibell aus dem Jahr 1517 erhalten, welches das Siegel des Brixner Bischofs Christoph von Schrovenstain trägt und das die Messenstiftung bei der Bruderhauskapelle anzeigt (Fiechter Stiftsarchiv, Lade 143). Das sonst deutsch abgefasste Pergamentlibell ist lateinisch betitelt; zu deutsch etwa so: *Begründungs- und Bestätigungsurkunde der hl. Messe in der Kapelle des Domus fratrum, vulgo Bruderhaus in Schwaz; dessen Patronat und Verleihung steht den Prokuratoren [= Hausvater, Brudermeister] und den Rechtsberatern der Knappen [= Berggerichtsbehörde] des ganzen Bergwerks zu. Das Präsentationsrecht (eines Kaplans) aber hat das Kloster St. Georgenberg inne.*

Mit Rat der Obrigkeit wurde folgende Ordnung festgelegt, nämlich dass jeder Arbeiter monatlich einen Kreuzer dem Bruderhaus zu zahlen habe, der ihm vom Lohn abgebucht worden ist. Verwahrt wurde das Geld von einem gewählten "Hausvater", dem zwei "Brudermeister" zur Seite gestellt waren. Alle Erzknappen, die schwer krank oder invalide geworden waren, wurden



Bemalte Ablassurkunde (für das Bruderhaus ausgestellt am 10. Jänner 1515 in Rom). Im Bild Stiftsarchivar P. Thomas.



Arzneibuch,
Dr. Balthasar
Conradinus, 1564,
Stiftsbibliothek
Fiecht

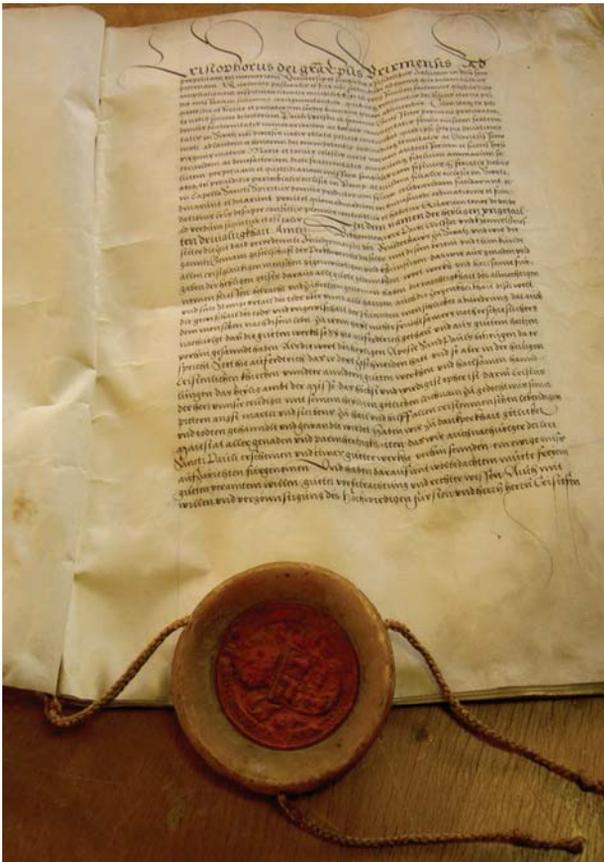


Wundarzneibuch,
Druck von 1526,
Stiftsbibliothek
Fiecht

dort untergebracht und bis zu ihrer Genesung mit Speis und Trank versehen. Neben der allgemeinen Pflege war ihnen auch die ärztliche Versorgung zugesichert worden. Alte und arme Knappen bekamen alle Wochen eine kleine finanzielle Unterstützung zum "haim tragen" (eine Art Invalidenrente, Altersversorgung) und die nötigen Arzneien (später mussten sie aber dann ganz im Bruderhaus leben; es hatte somit auch die Funktion eines Altersheimes bekommen!). Es wurden jedoch keine Frauen aufgenommen, obwohl nicht wenige Arbeiterinnen im Schwazer Bergwerk tätig waren. (1546 hat man sogar einen Antrag gestellt, die Frauen aus dem Bergwerk zu entlassen, da sich "vil junge mannschaft one arbeit" in Schwaz herumgetrieben habe).

Nachdem die Kassa mit mehreren tausend Gulden gefüllt war, kaufte man weitere Grundstücke dazu; einige Pferde und einen Kutscher schuf bzw. stellte man an für den Kranken- und Leichentransport.

Neben den notwendigen Angestellten, wie Köchin, Knecht, Hausmägde, die auch als Pflegepersonal dienten, hatte das Knappenspital - wie oben bereits erwähnt - auch seinen eigenen Hauskaplan.



Messstiftungslibell von 1517 (mit genauen Anweisungen für die seelsorglichen Tätigkeiten des Kaplans im Knappenspital), Pergamentheft mit Wachssiegel, Stiftsarchiv Fiechter.

Im Jahre 1517 hatte man die Kaplanei in ein ordentliches Benefizium umgewandelt. Der Benefiziat musste im Anstaltskirchlein nicht nur die tägliche heilige Messe lesen, er war auch zum geistlichen Beistand für die Kranken und Sterbenden verpflichtet.

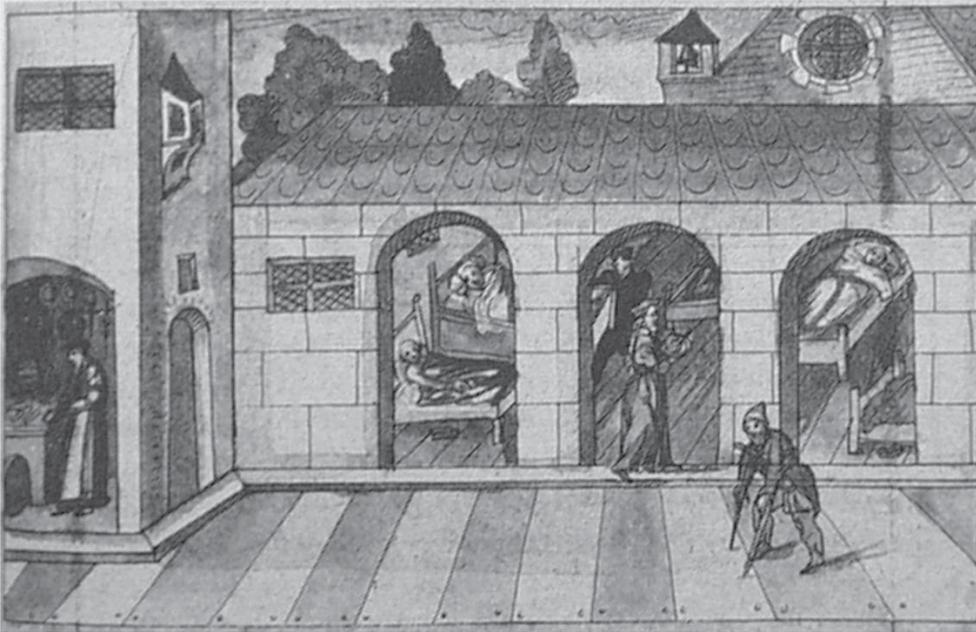
Namentlich kennen wir bislang nur einen Georgenberger Pater, der mehrere Jahre als Kaplan bzw. Benefiziat im Bruderhaus wirkte, nämlich den damaligen Provisor von Stans, P. Beatus Deicher (gest. 1628), seit 1622 Seelsorger im Knappenspital.

Die Tätigkeiten im Bruderhaus, vor allem die der Krankenbetreuung, sind übrigens recht anschaulich dargestellt und illustriert im Schwazer Bergwerksbuch von 1556 (davon gibt es ein Faksimile!). In diesem kostbaren Quellenwerk übrigens hat der Illustrator Jörg Kolber recht plakativ die Dinge gemalt, die angeblich ein Bergwerk zugrunde richten. Der Text lautet: Vier ding verderben ain perckwerch: krieg, sterben [= Pest], tewrung [= Hungersnot] und unlust [= Faulheit].

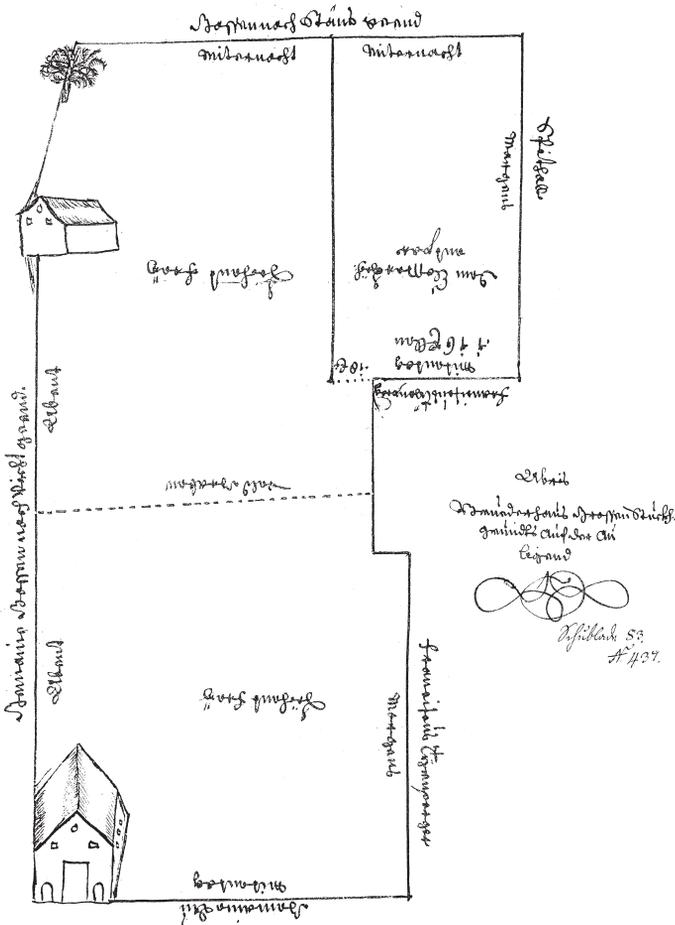
Nicht zuletzt um die Spendenfreudigkeit für das Knappenspital zu mehren, bemühte sich die Berggerichtsbehörde über den Georgenberger Prälaten, bei den römischen Stellen eine Ablassverleihung zu erlangen. Der originale Ablassbrief vom 10. Jänner 1515 ist im Fiechter Stiftsmuseum ausgestellt; die großformatige Pergamenturkunde, von zwölf Kardinälen unterfertigt, ist mit hervorragenden Bildern der Heiligsten Dreifaltigkeit, der heiligen Veronika, der beiden heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus, der heiligen Frauen, Elisabeth und Barbara und schließlich mit einem im Bergwerk arbeitenden Knappen ausgestattet. Das Ablassdiplom, dessen Siegel einstmalig offensichtlich gewaltsam heruntergeschnitten wurden und dessen Ränder teilweise eingerissen sind, ist der Fachwelt bis zur Präsentation im früheren Fiechter Stiftsmuseum (1988) gänzlich unbekannt geblieben.

Während das in Deutsch geschriebene Stiftungslibell von 1517 bis dato nie ganz ausgewertet worden ist, habe ich im Rahmen eines Kurzbeitrages im "Schlern" (Der Schlern 1993) versucht, die Urkunde von 1515 in diesem schwulstigen Stil, in dem sie abgefasst ist, ins Deutsche zu übertragen. Die wichtigsten Passagen daraus möchte ich hier wiedergeben:

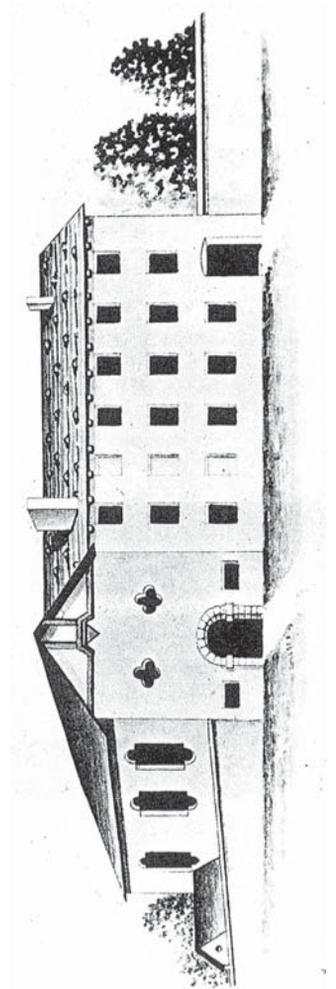
... So haben wir, die oben genannten Kardinäle, wie jeder einzelne von uns, uns den darüber demütig vorgebrachten Bitten der Genannten, Paul und Johann, der Gewerken und übrigen Bergarbeiter gnädig geneigt. Aus dem Erbarmen des allmächtigen Gottes und der seligen Apostel Petrus und Paulus und im Vertrauen auf seine Macht. Allen und jeden Christgläubigen beiderlei Geschlechts, so sie (ihre Sünden) bekennen und bereuen und besagte Kapelle an den Tagen oder Festtagen des Ostermontags und Pfingstmontags und an den Festtagen der heiligen Elisabeth und der heiligen Barbara und am Weihetag der



Schwazer Bergbuch, 1556, mit arbeitsunfähigen Bergknappen.



Plan von Grundstücken, die das Kloster Fiecht um 1550 dem Bruderhaus verpachtete.



Das Bruderhaus mit der Kapelle, um 1800.

Bruderhauskapelle selbst von der ersten Vesper bis einschließlich zur zweiten alljährlich demütig aufsuchen und zudem, was oben vorausgeschickt wurde, die helfenden Hände ausstrecken, gewähren wir für die einzelnen Festtage oder Tage, an denen sie dies getan haben, mitleidig im Herrn, zu den ihnen auferlegten Bußen hundert Tage Ablass. Und dieser Ablass soll auf immerdar gegeben sein.

Zur Beglaubigung dessen haben wir dieses Schreiben verfasst und es durch unsere Siegel bekräftigt.

Gegeben zu Rom in unserem Hause, im fünfzehnhundert-fünfzehnten Jahre seit der Geburt Unseres Herrn, den 10. Januar.

Die Franziskaner übernehmen die Seelsorge im Bruderhaus

Franz Grass (a.a.O.) bemerkt, dass im Jahre 1631 das Benefizium am Bruderhaus wegen mangelnder Dotation eingegangen sei. Das jährliche Erträgnis von 80 Gulden wurde den Franziskanern übergeben, welche dafür drei Wochenmessen hielten. Das scheint sich bis zum Jahre 1809 fortgesetzt zu haben. (In diesem Unglücksjahr brannte das Knappenspital samt der Kirche ab und ist nicht mehr wiedererstand). Archivalien aus dem Brixner Diözesanarchiv wissen zu berichten, dass die Bruderhauskapelle um das Jahr 1670 beträchtlich erweitert worden ist, sodass daraus eine ziemlich geräumige Kirche entstanden ist, die am 26. November 1678 vom Fürstbischof Paulin mit den zwei Altären eingeweiht wurde, und im Verlauf der Zeit noch einen dritten Altar erhalten hat. Auch der 52 Schuh hohe Turm wurde um 12 Schuh in die Höhe gezogen, damit man das "Gleit" (Geläute) besser über die "Mayr" (Mauern, Gemäuer) hört. (Vgl. K. Schadelbauer, Brixner Archivalien über Schwaz, in: Schwazer Buch [= Schlernschriften 85], Innsbruck 1951, S. 229 - 233).

Wir sehen also, dass die seelsorgliche Betreuung der invaliden und an der "Pestilenz" erkrankten Bergknappen erst relativ spät den Franziskanern anvertraut wurde.

Kirchliche und weltliche Aufrufe und Mandate ergehen an die Benediktiner

Während die zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Schwaz eingeführten Franziskaner mehr die Predigerdienste übernommen hatten, fiel den Benediktinern von St. Georgenberg die seelsorgliche Betreuung der von der Pestilenz befallenen Bergknappen zu. Außerdem war Schwaz damals noch eine Filiale der Ur- und Mutterpfarre Vomp - das Patronat über Vomp hatte seit 1141

wiederum St. Georgenberg inne -, somit war eine gewisse pastorale Verantwortung gegeben. Der Georgenberger Kloostervorstand war der seelsorglichen Aufgabe, einen Pater als Kaplan (Benefiziat) für das Bruderhaus in Schwaz zu stellen, anscheinend vor allem anfänglich nur zögernd nachgekommen. So musste der Brixner Bischof am 5. November 1541 einen dringenden Appell an Abt Bernhard Rieger von St. Georgenberg richten, unbedingt ein "Gsellpriester" nach Schwaz zu entsenden wegen der "grausamen und erschrecklichen Plag der Pestilenz"; außerdem möge der betreffende Pater auch die kranken "preßthaften Personen daselbst mit Verhörung der Beicht und Reichung des heiligen hochwürdigen Sakraments versehen" (Stiftsarchiv Fiecht, Lade 132).

Georgenberg entsandte daraufhin einen Geistlichen, welcher jedoch offenkundig der Aufgabe nicht ganz gewachsen war und, wie die Regierung im Schreiben vom 24. Juli 1543 bemängelte, bereits nach wenigen Stunden (bzw. Tagen) Schwaz nicht zuletzt wegen der hohen Ansteckungsgefahr wieder verlassen hatte. Es wird daher gebeten, einen geeigneten Priester nach Schwaz zu schicken, der "in diesen gefeuerlichen leuffen inficierte Personen mit dem Sacrament und in anderweg christlich verseehe ..., damit die inficierten Personen nicht one Beicht und die christlichen Sakrament sterben..."(ebd.).

Ein weiterer Regierungsauftrag erteilte den Georgenberger Abt am 18. August desselben Jahres (1543), nämlich vier gute "Wagenrosse" mit einem Fuhrknecht in Bereitschaft zu halten zum Abtransport der "Pesttoten", nachdem sich die "Sterbenden leuff an mer orten im Ynthal erzaigen". Wenn es notwendig werden sollte, möge man auch die Kinder des Landesfürsten damit in Sicherheit bringen (vgl. P. Pockstaller, Chronik der Benediktiner-Abtei Sankt Georgenberg, nun Fiecht in Tirol, Innsbruck 1874, S.158).

Ein paar Bemerkungen zum heutigen Bezirkskrankenhaus

Am Rande sei vermerkt, dass es in Schwaz neben dem Knappenbruderhaus auch ein allgemeines Spital gab. Die Schwazer Gewerken und andere "Verwandte des Bergwerks" und die anderen Untertanen haben mit Förderung Kaiser Maximilians I. im Jahr 1515 dieses Spital gegründet. Dazu erklärte Abt Leonhard von Georgenberg, "daß er als Pfarrherr von Vomp und Schwaz in die Errichtung eines Spitals und Armenhauses und in die Erbauung einer Spitalkirche einwillige, wozu bereits Stiftungen gemacht und diese vom Fürstbischof von Brixen genehmigt worden waren" (vgl. P. Pockstaller, a. a. O., S. 150). Die Urkunde, wonach Kaiser Maximilian seine Geneh-

migung zur Errichtung des allgemeinen Spitals gab, datiert vom 1. März 1515. Der Kaiser stimmte deshalb zu, weil "daselbs in gemelten unseren Gericht Freundsperg und bey dem Perckwerch vil arme und nottürftige Leuth und Personen seyen, die ihre Kranckhaiten, Gebrechen, auch Alters und ander zuefallender mentschlicher Beschwerlichkait halben ihre Leibsnaehrung selbst nit mer gewinnen noch besuechen mögen, und ihnen deshalben zu Aufenthalt und Fristung ihres Leibs täglicher Hilf und Unterhaltung nottürftig seyn..." (vgl. P. Pockstaller, a.a.O., S. 344f, Beilage 156).

tausend Personen in Tirol dahingerafft. Gerade diese große Epidemie von 1611/12, die besonders in Schwaz wütete, zeigt, dass auch all die anderen Seuchen kein Missgeschick aus heiterem Himmel oder ein einmaliges isoliertes Ereignis waren. Sie sind vielmehr alle eingebettet in die zahlreichen und mannigfaltigen Seuchenzüge, die vor allem zu Beginn der Neuzeit unaufhörlich die Landesgrenzen bedrängten. Das Fleckfieber von 1611 hatte sich durch das heimkehrende Kriegsvolk von Ungarn aus bereits über ganz Österreich, Böhmen und die deutschen Länder ausgebreitet. Damit war Tirol mit seinem regen Durchzugsverkehr ständig von der Infektion bedroht.

Erneute Seuchengefahr in Schwaz zu Beginn des 17. Jahrhunderts

Dank Bernhard Schretters "Pest-Studien" (vgl. Die "Pest" in Tirol 1611 - 1612. Ein Beitrag zur Medizin-, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt Innsbruck und der übrigen Gerichte Tirols, phil. Diss., Innsbruck 1976"; und ders., "Epidemien in Tirol und den Nachbarländern am Beginn des 17. Jahrhunderts [1600 - 1610], in: 47. Jahresbericht des Bischöflichen Gymnasiums Paulinum in Schwaz, 1979/1980, S. 19 - 40)" ist die diesbezügliche Situation in Schwaz des beginnenden 17. Jahrhunderts relativ gut erforscht. Einleitend schreibt Schretter:

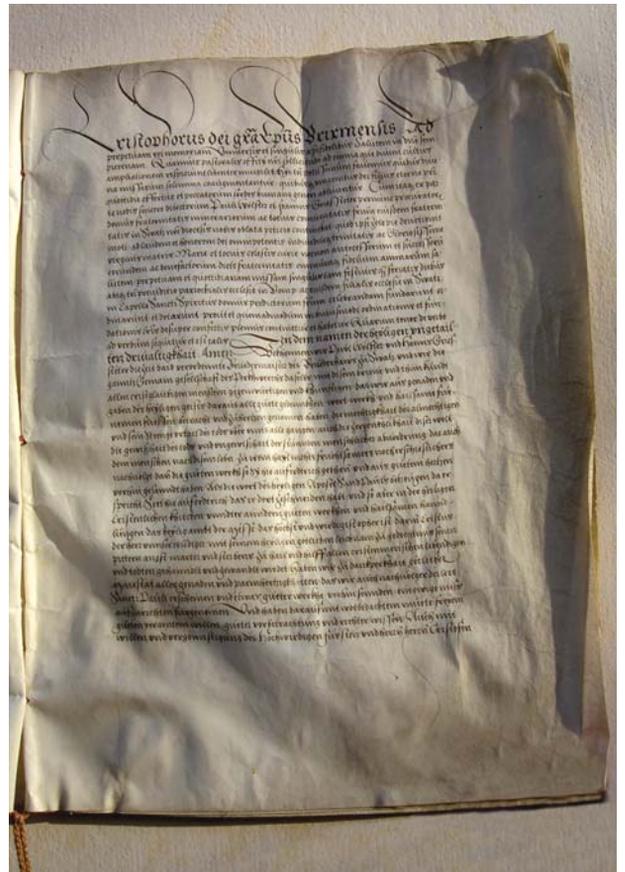
Tirol, das Land mit seinen verhältnismäßig leicht begehbaren Übergängen im Herzen der Alpen, mußte entlang seiner vier Hauptwege, auf der Brennerstraße, auf dem Oberen Weg über Fern- und Reschenpaß, auf dem Weg über dem Arlberg durch das Inntal und schließlich auf dem Weg in das Pustertal einen überaus starken Waren- und Reiseverkehr bewältigen. Naturgemäß stellte aber dieser rege Durchzugsverkehr eine permanente Gefahr dar, daß Infektionskrankheiten ("die Pest") in das Land eingeschleppt würden.

Während man sich noch im Außerfern und bei Seefeld um verstärkte Abwehrmaßnahmen bemühte, hatte die Seuche bereits im Bergwerksort Schwaz Eingang gefunden. Von dort ausgehend erfasste sie dann das Unterinntal und Innsbruck, flammte jenseits des Fernpasses im Gericht Ehrenberg auf, von wo sie wieder zurückflutend auf Imst als den westlichsten Punkt, der betroffen war, übergriff. Nach Süden zu wurden die Nebentäler des Wipptales und das Bergwerksgebiet von Pflersch und Mareit betroffen, während der übrige Teil Südtirols fast gänzlich verschont blieb.

Ihren Höhepunkt erreichte diese Seuche (Ungarisches Fieber oder Fleckfieber) im Hochsommer 1611 und hatte, nach ihrem Erlöschen im Frühjahr 1612, einige

St. Georgenberg - ein gefährlicher Ansteckungsherd

Weiter oben haben wir gesehen, dass die Georgenberger Patres nur zaghaft der Seelsorge an den von der Pestilenz befallenen Personen in Schwaz nachgekommen waren. Daran war sicherlich nicht nur der hohe Grad der Ansteckungsgefahr schuld; das war auch eine Frage des



Pergamentlibell, 1517, Stiftung einer ständigen hl. Messe.

zu geringen Personals. Zudem wurde das stets kleine Felsenkloster in der Reformation und Gegenreformation stark geschwächt. Drei Äbte im 16. Jahrhundert haben gänzlich versagt. Um 1600 und danach herrschte auf Georgenberg in personeller, disziplinärer und wirtschaftlicher Hinsicht eine ganz triste Situation. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts hatte das Kloster nur mehr einen einzigen Priestermonch zur Verfügung.

Abt Christoph Obinger (1602 - 1626), der bemüht war, den hohen Schuldenberg, den seine Vorgänger hinterlassen hatten, abzutragen und sich um den zur Not genügenden Nachwuchs kümmerte, konnte auch nicht die Jahrzehnte der vorausgehenden Glaubensspaltung, die durch die "neue Lehre" Luthers entstanden war, und gerade unter den Bergknappen in Schwaz eine große Anhängerschaft gefunden hatte, von heute auf morgen unwirksam machen. Wie wir gesehen haben, grassierte 1611/12 in Schwaz eine schreckliche "Pest", Fleckfieber oder Herzbräune genannt, die in den knappen zwei Jahren ca. 2.300 Menschen tötete. Es herrschte noch Jahre danach eine derartige Ansteckungsgefahr, sodass die Urbarpropste und Fuhrleute des Klosters Georgenberg es nicht mehr wagten, zu den einzelnen Zehentbezugsorten hinzufahren, um das Getreide abzuholen. Zum Beispiel schreibt Abt Obinger 1613:

Weilen des 1611. Jar wegen des zu Schwaz allhie grassierendt laidigen Läufts [hat] die Vogtei auf Friedberg [bei Volders] nit geantwurt werden mügen ...

Umgekehrt wollte auch niemand mehr nach Georgenberg pilgern oder den heiligen Berg mit Lebensmitteln beliefern, weil es anscheinend in den ersten drei Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts überhaupt kein gesundes Klostermitglied mehr gegeben hatte. 1633 getraute sich Veit Hasauer von Habach/Münster nicht mehr nach Georgenberg "wegen des Sterbens im Closter". Für die kleine Kommunität von ungefähr acht Mitgliedern sehr belastend und für die Wallfahrt ein Tiefpunkt waren außerdem die Inhaftierung des Staatsgefangenen Kardinal Melchior Klesl (1619 - 1622) und die Einquartierung seiner Dienerschaft und der 23 Bewachtungssoldaten im Torhaus an der Hohen Brücke. So viele Menschen auf engem Raum musste die an sich schon "verpestete" Luft verstärken und brachten St. Georgenberg um die wichtige Verdienstmöglichkeit, nämlich um die aus den Almosen der frommen Pilger. Abt Christoph scheint selber am meisten in seelischer und körperlicher Hinsicht davon abbekommen zu haben. "Liege manchmal ungeschlafen im Bett", bemerkt er einmal. Der aus Hall gebürtige Klostervorstand starb 1626 in Innsbruck "wegen seines bösen Zustands" im Beisein seiner Leibärzte. Drei Monate zuvor erläuterte er dem Pfarrer von Kolsaß gegenüber den "bösen Zustand" näher:

der Magen truckt mich, schmeckht mir khain Essen, hab gar wenig Schlaf, bin im Haus fast blöd, gehen mir bisweilen Schwindel zu, bin allen matt und krafftlos in Gliedern, muß die meiste Zeit nur sitzen und liegen, tut mir stetigs der Magen aufstoßen, also daß ich besorgt, der Magen sei voller Schleim und welches das allerböseste ist, khan ich khein einzigs medicamentum einnehmen. Ja wenn ich nur eins gedenke, so wills mich würgen, daß ich gleich nit weiß, was ich anfachen solle...

Die widrigen Umstände und die besorgniserregende Personalknappheit brachten Obinger an den Rand des gesundheitlichen Ruins; er musste jetzt seinen Urbarpropst, Carl Schluderpacher, bitten, für ihn die Agenden zu führen, weil er manchmal weder aus "dem Zimer noch Bet khan". Die eigene und die relativ lange Liegerhaftigkeit seiner Mitbrüder verschlangen hohe Ärztehonorare, die er seinem Propst gegenüber beklagte:

"Mein Person anlangendt stehen die Sachen gar schlecht; will noch khein Speis umb mich geen, mues alle Tag Wörmetwein und Arznei darinnen einnehmen. Sowol alle Tag ain Stund paden; zween Doctores geen alle Tag zwaymal zu mir, sein mit aller Sorg und Fleis gar vast bemüeth. Werden uns one allen Zweifl steif in Söckhl [= Geldsäckel] steigen ...

Zwei Jahre später (1628) musste P. Beat Deicher, von einer Seuche angesteckt, sein Leben lassen. Er hatte im Bruderhaus, wie weiter oben bereits erwähnt, die geistliche Sterbebegleitung übernommen.

P. Prior Erasmus Mayr, der Beichtvater des inkarzerierten Kardinals Klesl auf Georgenberg, musste im schwerkranken Zustand ins Georgenberger Bad in Achenental (heute: Achenkirch) gebracht werden (1628/29) und starb wenige Zeit darauf. Bereits als Weihekandidat hatte ihn 1622 eine derartige "Leibschwachheit" befallen, dass Abt Obinger sich gezwungen sah, den ersten vorgesehenen Weihetermin in Brixen abzusagen und auf später zu verschieben.

Im Bad in Achenental verschied auch P. Roman Schöttl im Alter von 40 Jahren. Schöttl war ein Apothekersohn aus Schwaz.

P. Benedikt Prantner (Abt von 1626 - 1634) fiel 1634 während des Rosenkranzgebetes tot zu Boden.

Sein Nachfolger auf dem äbtlichen Stuhl, Gregor Mayr, - bereits als Pfarrvikar von Terfens und Stans stets kränklich - wurde ein Spätopfer des Schreckens (und Schocks), den ihm der Klosterbrand von 1637 eingejagt bzw. zugefügt hatte.

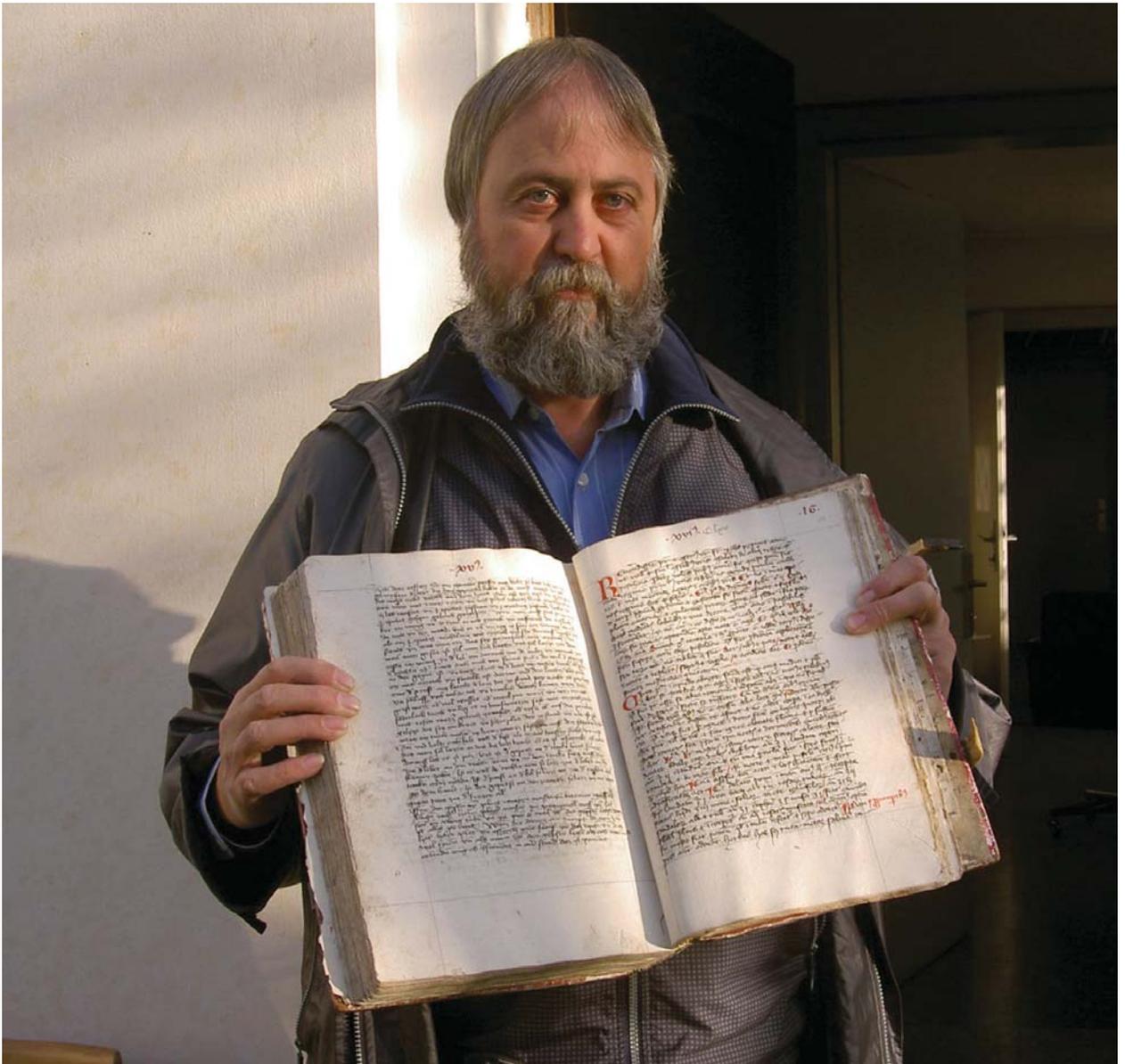
Fr. Nikolaus Kraus bekam die Erlaubnis, wegen seiner Schwachheit täglich "Möt" trinken zu dürfen.

Aufgrund der vergifteten Atmosphäre musste auch der gebürtige Vomper, P. Maurus Lutz, nachhause geschickt und in elterliche Pflege gegeben werden. Zudem bedurfte die Art seiner Erkrankung einer ständigen Betreuung, die in Georgenberg in keiner Weise mehr gewährleistet war. Es lautet in den äbtlichen "Raitbüchern" (1628 und 1629): "dem Fratri Mauro nach Vompp geschickht 3 Gulden, als er dort khranckh lag, und: "Fratri Mauro abermal nach Vompp geschickht 2 fl" (= Gulden). 1629 schreibt Abt Prantner, dass er "den Veiten gen Hall zu Herrn Doctor" geschickht habe "wegen Fratri Mauri Medicin".

St. Georgenberg war zum gefährlichen Ansteckungsherd geworden.

Während der Altersdurchschnitt im 17. Jahrhundert bei den Georgenberger Mönchen bei 43 Jahren lag, erreichte beispielsweise der letztgenannte Maurus Lutz nicht viel mehr als 35 Lebensjahre.

(In stark verkürzter Form von P. Thomas Naupp als Referat gehalten am 16. Jänner 2002 anlässlich der Jahreshauptversammlung des Heimatschutzvereins Schwaz.)



Der Stiftsarchivar zeigt ein handgeschriebenes Arzneibuch mit Heilpflanzen und Rezepturen aus der Zeit um 1400, Stiftsbibliothek Fiecht, Codex 150. (Alle Fotos und Repros zu dieser Abhandlung: Lorenzetti)

2 + 1... ein Angebot für unsere Mitglieder

Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, dass der Vorzugspreis des im November 2001 neu aufgelegten Buches "Kunst in Schwaz" von HR Dr. Erich Egg bis Ende 2002 verlängert wird.

Im Unterschied zur Erstauflage von 1974 wurde dieser einzigartige Prachtband mit 300 Farbabbildungen ganz neu gestaltet. In übersichtlichen Kapiteln werden alle Themen behandelt, die von den Anfängen der Kunst in Schwaz über die Blütezeit im Mittelalter und die Nachblüte während des Barocks bis hin zum Rückgang der Kunst im 19. Jahrhundert reichen. Neu bearbeitet wurde der Abschnitt "Kunst nach 1900".

Wie eingangs erwähnt, bleibt der günstige Preis von € 25,50 inkl. MwSt. bis zum Jahresende aufrecht. Unseren Mitgliedern aber bieten wir noch eine besondere Weihnachtsaktion an: **Wenn Sie zwei Bücher kaufen, bekommen Sie ein drittes als Mitgliedsbonus kostenlos dazu.** Mit diesem Buch könnten Sie in Ihrem weiteren Freundeskreis Weihnachtsfreude verbreiten.

Der Direktverkauf für die Mitgliedsaktion erfolgt ausschließlich über den Archivar Karl Resch im Rabalderhaus (Telefon 05242-63055)!

Erich Egg

KUNST IN SCHWAZ



Generalversammlung

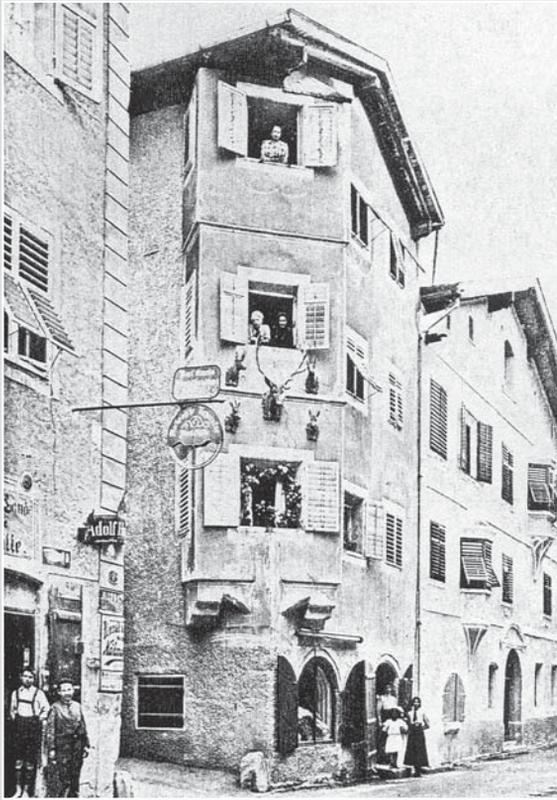
*des Museums- und
Heimatschutzvereins Schwaz
mit Neuwahl für 2003 – 2005
Mittwoch, 15. Jänner 2003,
20.00 Uhr,
Gasthof Schöser
zum "Goldenen Löwen"*

Vorschau: Ausstellungen 2003

- | | |
|---------------|-----------------------------------|
| 19. 3.–27. 4. | Lois Anvidalfarei u. Simone Turra |
| 20. 5.–29. 6. | Die Gugginger Künstlergruppe |
| 22. 7.–10. 8. | Fotoausstellung |
| 2. 9.–12.10. | Werner Scholz |
| 9.12.–14.12. | Advent im Rabalderhaus |

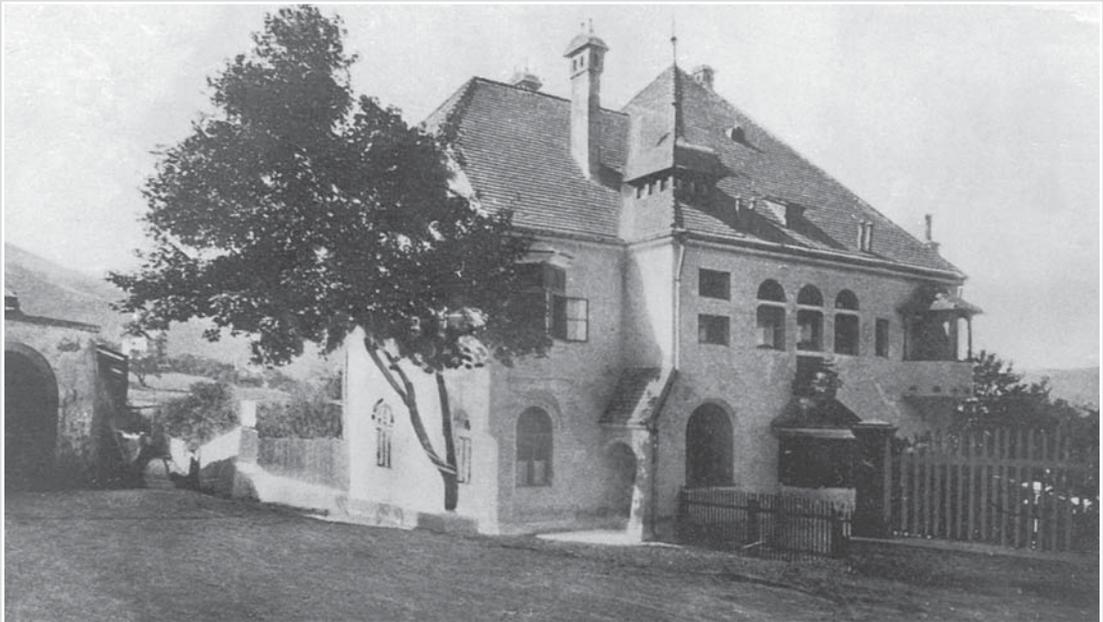
Neuerung ab 2003

Öffnungszeiten im Rabalderhaus (Galerie und Museum) während der Ausstellungen Dienstag bis Sonntag von 16 bis 19 Uhr, für Gruppen ganzjährig nach tel. Vereinbarung.



Schwarz in alten Ansichten...

*E*ine seltene Aufnahme aus der Jahrhundertwende vom Unterlechner-Eckhaus Ulreichstraße – Innsbrucker Straße. Im Jahre 1890 war dieses Haus Objekt unter „Äußerer Markt Nr. 175“ verzeichnet. Damaliger Besitzer war Josef Unterlechner. Spätere Straßennamen waren: Sigmundstraße, Straße der S. A. und Innsbrucker Straße (heutiger Name). Das Foto, vermutlich von Kaspar Angerer, stammt aus der Sammlung Bittner / Archiv Rabalderhaus.



*D*ie Villa von Riccabona in der Gilmstraße Nr. 38 (gegenüber der Franziskanerkirche) in einer Aufnahme von Georg Angerer um das Jahr 1910. Die Fotorarität ist der Sammlung Bittner / Archiv Rabalderhaus entnommen.



RABALDERHAUS SCHWAZ

Einladung zur Ausstellung
Der Krippenschnitzer Josef Gschnaller
 1906–1988

geöffnet vom 7. bis 15. Dezember 2002
 täglich von 15 bis 19 Uhr, sonntags auch von 10 bis 12 Uhr

Das Museum „Kunst in Schwaz“ im 2. OG ist geöffnet

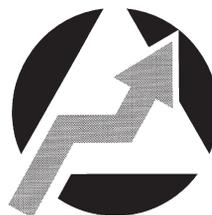
www.rabalderhaus-schwaz.at

P.b.b. »21537191U«
 Schwazer Heimatblätter
 Verlagspostamt 6130 Schwaz

**Museums- und
 Heimatschutzverein Schwaz,
 „RABALDERHAUS“
 Tel. und Fax 0 52 42 / 64 208
 6130 Schwaz, Winterstellergasse 9**

**Wer hart Erarbeitetes anlegt,
 will nichts dem Zufall
 überlassen.**

www.volksbank-tirol.at



Anlage SERVICE **Bank**

017/72

VOLKSBANK
 Tirol

Vertrauen verpflichtet.